

Städtebuch Historisches Ostbrandenburg. Hrsg. von Klaus Neitmann und Winfried Schich, bearb. von Joachim Stephan. (Bibliothek der Brandenburgischen und Preussischen Geschichte, Bd. 19 / Deutsches Städtebuch, Bd. 4.) Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2022. 596 S. ISBN 978-3-8305-5098-3. (€ 72,-)

Das vorliegende Städtebuch ist in lexikalischer Form gegliedert und umfasst 47 Städte aus dem historischen Ostbrandenburg. Die Autoren – Klaus Neitmann, Vorsitzender der Brandenburgischen Historischen Kommission und ehemaliger langjähriger Direktor des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, und der 2021 verstorbene Professor am Lehrstuhl für Landesgeschichte an der HU Berlin, Winfried Schich, als Hrsg. sowie der Slawist und Historiker Joachim Stephan als Bearb. – greifen in ihrem Werk auf Band 1 des *Deutschen Städtebuchs* aus dem Jahre 1939 zurück,¹ dessen Angaben sie für Ostbrandenburg aktualisiert haben.

Auf diesen Rückgriff geht auch die Verwaltungszugehörigkeit zurück. Damals gehörten die hier genannten Städte zu Ostbrandenburg. Im Oktober 1938 ist die Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen aufgelöst worden, weshalb die Zugehörigkeit einzelner Städte historisch unterschiedlich ist. Bis 1938 gehörten acht Städte zur Grenzmark, d. h. vorher zur preussischen Provinz Posen und dem gleichnamigen Regierungsbezirk. 1939 wurden auch Teile Brandenburgs der Provinz Pommern unterstellt. Heute gehören diese Gebiete zu Polen: Die nördlich gelegenen Städte sind Teil der Woiwodschaft Westpommern (Województwo Zachodniopomorskie), die meisten jedoch Bestandteil der Woiwodschaft Lebusser Land (Województwo Lubuskie).

Das Städtehandbuch von 1939 wurde bald ein Standardwerk für die lokale Stadtgeschichte. Aber seitdem sind mehr als achtzig Jahre vergangen und eine Überarbeitung war eine sehr lohnende und lobenswerte Aufgabe. Das Städtebuch ist für jeden Ort in zwanzig übergeordnete Punkte gegliedert, welche die wichtigsten Fakten zur Stadtgeschichte und -entwicklung aufzeigen, sodass ein Vergleich ebenso schnell möglich ist wie ein rascher Überblick.

Den Auftakt bildet stets der Name der Stadt mit Angabe von Jahreszahlen und der jeweiligen Schreibweise, zuweilen sogar mit Quellennennung. Dann folgt (Nr. 2) die Beschreibung der Lage der Stadt in ihrer naturräumlichen und Verkehrslage. Auch hier werden die Ortsnamen in vorbildlicher Weise zweisprachig verwendet. Es folgen Beschreibungen über den Ursprung der Ortschaft (Nr. 3), die Entwicklung der Entstehung, der Stadtherrschaft (Nr. 4) und die Entwicklung der Siedlung (Nr. 5). Der Punkt 5 a bietet eine sehr ausführliche Darstellung der topografischen Entwicklung bis hin zur Nennung einzelner Wohngebäude und spezieller Einrichtungen, zudem werden markante Gebäude beschrieben, aber auch Zerstörungen aller Art erwähnt. Nr. 6. widmet sich der Bevölkerung und ihrer demografischen Entwicklung in vielerlei Hinsicht, wie Altersstruktur und Konfession, bis hin zu Hinweisen auf Bevölkerungsverzeichnisse. Auch bedeutende Persönlichkeiten werden aufgeführt.

Ein andernorts eher selten behandelter Aspekt der Geschichte ist die Darstellung von Sprache, Bräuchen und Vereinen (Nr. 7). Aber auch die Angaben zum Bereich Wirtschaft (Nr. 8) sind beeindruckend vielfältig. Es werden ganze Listen von Handwerkerzahlen verschiedener Epochen aufgezählt. Nr. 9 bietet eine Übersicht über die Verleihung des Stadtrechts, die Verwaltung und Stadtverfassung, gefolgt von der Landesherrschaft und staatlichen Zugehörigkeit (Nr. 10). Als weitere zentrale Aspekte einer Stadt folgen die Wehrverfassung (Nr. 11), das Wahrzeichen (Siegel und Wappen, Nr. 12) sowie das Münz- und Finanzwesen (Nr. 13). Nr. 14 beschreibt das Gebiet der Stadt, seine Fläche und deren Entwicklung ebenso wie Eingemeindungen und Wohnplätze, die zum Stadtgebiet gehörten. Wichtig waren für die Städte auch das Kirchenwesen (Nr. 15), Sozial-, Versorgungs- und Freizeiteinrichtungen (Nr. 16) sowie Bildungs- und Pressewesen (Nr. 17 und 18).

¹ ERICH KEYSER (Hrsg.): *Deutsches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte.* Bd. 1: Nordostdeutschland, Stuttgart u. a. 1939.

Ebenso wichtig ist sicherlich Nr. 19 zur Literatur über die Stadtgeschichte. Leider unterliegen diese Bibliografien den üblichen Problemen: Lokal erschienene Werke in kleiner Auflage werden nur selten erfasst. Bezüglich der Stadt Unruhstadt (Kargowa) wird z. B. neben der alten Literatur nur ein Band von Wojciech Strzyżewski von 2013 genannt. Die etwas älteren, zweisprachigen Werke von Stefan Petriuk, darunter ein Bildband,² fehlen in dieser Liste. Auch Einzelaufsätze konnten nicht aufgenommen werden. Sehr hilfreich wären auch Angaben zu Periodika und kleineren Publikationen seitens der ehemaligen Bewohner dieser nun polnischen Städte gewesen, wie z. B. der *Heimatgruß* der Meseritzer, der viele Beiträge zur Stadtgeschichte der Städte Meseritz, Brätz, Betsche oder Tirschtingel enthält. Zumindest ein Hinweis auf die Existenz derartiger Quellen wäre hilfreich gewesen.

Trotz dieses kleinen Mankos ist das vorliegende Werk eine äußerst wertvolle Sammlung an Informationen für jeden, der sich über die Städte Ostbrandenburgs informieren will und Forschungsimpulse sucht. Es ergänzt zudem das 2000 veröffentlichte *Städtebuch Brandenburg und Berlin*, das sich auf das heutige Brandenburg fokussiert hatte. Der nun vorliegende Band umfasst auch Bereiche der polnischen Entwicklung von 1945 bis zur Gegenwart.

Dortmund

Martin Sprungala

² STEFAN PETRIUK: Unruhstadt und Karge. Eine im Zeitalter der Toleranz entstandene Stadt im Spannungsfeld zwischen Polen und Deutschen / Unrugowa i Kargowa. Miasto powstałe w czasach tolerancji, podczas istniejących napięć między polakami i Niemcami, Uście u. a. 2005; 2. Aufl. 2007; STEFAN PETRIUK: Gemeinde Unruhstadt-Karge auf alten Ansichtskarten / Gmina Kargowa na dawnych pocztówkach, Uście u. a. 2011.

Frieden im Ostseeraum. Konfliktbewältigungen vom Mittelalter bis 1945. Hrsg. von Dirk Schleinert. (Forschungen zur pommerschen Geschichte, Bd. 59.) Böhlau Verlag. Wien – Köln 2022. 244 S., Ill. ISBN 978-3-412-52430-2. (€ 60,-)

Der 2022 erschienene Sammelband bezieht sich auf gleich mehrere Jahrestage: die Friedensschlüsse von 1370, 1570 und 1720 sowie die 1920 erfolgte Grenzfestlegung zwischen Deutschland und Dänemark. Vom 14. Jh. über die Frühe Neuzeit bis zum Kriegsende 1945 wird untersucht, was Frieden für die jeweiligen Zeitgenossen in einer bestimmten Region bedeutete.

Neben seiner epochenübergreifenden Kapitelstruktur ist dem Band auch eine unmittelbare Gegenwärtigkeit inhärent. Denn bedingt durch die Corona-Pandemie konnte die ursprünglich für das Jahr 2020 anvisierte Tagung „Frieden im Ostseeraum“ erst zwei Jahre später stattfinden. Somit ist der Tagungsband bereits Monate vor der Veranstaltung erschienen und damit gleichsam ein Zeitdokument für die organisatorischen Herausforderungen, vor die die Pandemie den wissenschaftlichen „Betriebsalltag“ gestellt hat. Diesen außergewöhnlichen Rahmenbedingungen mag es auch geschuldet sein, dass sich drei Vorträge zum Ostseeraum nach dem Ersten Weltkrieg (Mathias Niendorf), zur inneren und internationalen Situation Polens im Jahr 1945 (Tomasz Ślepówroński) sowie zur Frage nach dem Übergang vom Krieg zum Frieden in der Sowjetunion (Beate Fieseler) nicht als Aufsätze realisieren ließen. So bilden die im Band berücksichtigten Autoren¹ die Perspektive deutschsprachiger Territorien im Ostseeraum und ihrer skandinavischen Anrainer Finnland, Schweden und Norwegen ab, nicht aber diejenige Polens und der Sowjetunion.

Der erste Beitrag von Dirk Schleinert nimmt neben dem Friedensschluss von 1370 auch die Waffenstillstände und Bündnisse zwischen Stralsund und Pommern-Wolgast in

¹ Auf die Verwendung einer genderinklusive Formulierung wird im Folgenden verzichtet, da sämtliche Beiträge im Sammelband von Männern verfasst sind.

den Blick, die ihm vorausgingen. Der Autor orientiert sich dabei an der Forderung Oliver Auges nach einer Verknüpfung von Hanse- und Regionalgeschichte, um die Komplexität der Gleichzeitigkeit verschiedener Handlungsebenen in angemessener Weise beschreiben zu können. Nach einem chronikalischen Überblick über die Konfliktlage in der Region während der zweiten Hälfte des 14. Jh. skizziert Sch. die unterschiedlichen Akteure und Handlungsfelder auf beiden Seiten des Konflikts. Es zeigt sich, dass neben der Garantie von Privilegien vor allem Hilfe und Unterstützung zentrale Faktoren im Verhältnis zwischen Stralsund und den Herzögen nach dem Friedensschluss waren, um letztlich in beiderseitigem Interesse die Sicherheit des Handels zu gewährleisten.

Mit dem Perleberger Frieden von 1420, der die Fehde zwischen Hamburg und Lübeck beendete, beschäftigt sich Oliver Auge. Neben einer Beschreibung der Vertragsinhalte leistet dieser Beitrag insbesondere eine Einordnung des Friedensschlusses in der *longue durée*: Einerseits in Bezug auf den Grenzverlauf Großhamburgs, der bis 1937 bestehen sollte, andererseits sieht A. in diesem Vertrag auch die Grundlage für ein dauerhaft stabiles Verhältnis insbesondere durch Schutzprivilegien für Kaufleute.

Klaus Neitmann nähert sich in seinem Aufsatz zu Landfriedensbündnissen zwischen dem Deutschen Orden und den pommerschen Herzögen des 15. Jh. der Frage, wie interterritorialer Frieden gewährleistet werden konnte. Im Zentrum seines Interesses steht dabei die Rolle diplomatischer Kommunikationstechniken im Prozess der Friedensverhandlung, die der Autor als Methoden von Friedensherstellung und -sicherung charakterisiert. Anhand der Landfriedensbündnisse fragt N. nach dem Zustandekommen der Verträge, den beteiligten Akteuren und ihren Rollen, den entscheidenden Dokumenten für die diplomatische Arbeit und den Orten der Gespräche.

Die Aufsätze von Bengt Büttner und Joachim Krüger beschäftigen sich mit den Friedensschlüssen nach den zwei Nordischen Kriegen im 16. und 18. Jh. Bei B. steht der erste internationale Friedenskongress Nordeuropas im Zentrum, der in den Stettiner Frieden von 1570 mündete. Wenn auch die Unionsmonarchie zwischen Dänemark-Norwegen und Schweden zum Zeitpunkt des Vertragsschlusses beendet war, so blieben doch einzelne Elemente der Konfliktregulierung, wie etwa die Schiedsgerichtsbarkeit, über das Jahr 1570 hinaus bestehen. Die Beziehung zwischen Dänemark und Schweden nach dem Zusammenbruch der Unionsmonarchie beschreibt B. als eine von latentem Misstrauen geprägte „Notgemeinschaft“ (S. 98). Der im Zuge des Nordischen Krieges ab 1563 aufgeworfene skandinavische Machtkampf trat Büttner zufolge mit dem Stettiner Frieden in eine Phase der Internationalisierung ein.

Diese Internationalisierungsthese greift auch K. auf, der die Friedensschlüsse der Jahre 1719 bis 1721 in ihrer Wirkung als Zäsur in der Geschichte des Ostseeraums betrachtet. Mit dem Zusammenbruch der schwedischen Großmachtstellung sowie dem Gewinn eines Ostseezugangs auf russischer Seite bestand das vordergründige Ziel einer europäischen Ostseepolitik in der ersten Hälfte des 18. Jh. darin, „die ‚Balance of Power‘ an den strategisch wichtigen Ostseezugängen zu bewahren“, nicht zuletzt, da „ohne Russland [...] seit 1720/21 [eine europäische Politik] nicht mehr denkbar“ (S. 135) ist.

Der zentrale Bezugspunkt im Beitrag von Kent Zetterberg zur Situation in Schweden nach dem Zweiten Weltkrieg ist der Aspekt der Neutralität zu Kriegszeiten. Z. dekonstruiert dieses Narrativ, indem er aufzeigt, dass Neutralität für Schweden bedeutete, auf sich verändernde politische Situationen zu reagieren. Wurde das Land zwar nie unmittelbare Kriegspartei, so führt Z. gegen das Neutralitätsnarrativ den Wandel von einer 1940–1942 eher Hitler zugewandten Haltung hin zu einer Wendung in Richtung der Alliierten ab 1943 ins Feld. Damit wirft er einen differenzierten Blick auf Schwedens neutrale Position, indem er die Strategie während der Kriegsjahre als „combination of concessions and resistance politics“ (S. 186) beschreibt und diese zugleich als Stabilitätsfaktor im Nordeuropa der Kriegszeit interpretiert.

Der letzte Aufsatz thematisiert das Kriegsende 1945 aus vorpommerscher Perspektive. Die Situation in den dortigen Landkreisen und Kommunen – etwa dem Landkreis Greifswald –

wald oder Kommunen wie Demmin und Anklam – beschreibt Matthias Manké auf Basis von Aufzeichnungen lokaler Landräte und anderer Mandatsträger. M. gibt dabei einen Einblick in die spezifischen kommunalpolitischen Herausforderungen der unmittelbaren Nachkriegszeit, insbesondere die Entwicklungen in den von ihm untersuchten Landkreisen stünden hinsichtlich Besatzungsrecht und Kommunalverwaltung *pars pro toto* für die sowjetisch besetzte Zone in den Jahren 1945 und 1946.

Die im Band vertretenen Texte kartieren den Ostseeraum in seiner Funktion als Ort politischer Kommunikation und Verhandlung. Das Buch überzeugt durch seine epochenübergreifende Darstellung der Gleichzeitigkeit und des Ineinandergreifens verschiedener Mechanismen von Friedenssicherung und Konfliktbewältigung. Bedauerlich bleibt, dass es die beiden Vorträge zu Polen bzw. der Sowjetunion nicht mehr in den Band geschafft haben, der durch die osteuropäische Perspektive zweifellos gewonnen hätte.

Gießen

Lena Frewer

Mária Wolf: Die Erdburg von Borsod. Ein Komitatszentrum aus der Zeit der ungarischen Staatsgründung. Mit Beiträgen von Annamária Bárány u. a. (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, Bd. 148.) Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums. Mainz 2020. XIII, 495 S., 196 Abb., 119 Taf., Ill., Kt. ISBN 978-3-88467-313-3. (€ 119,-)

Der Burgwall von Borsod bei Miskolc in Nordostungarn, eine wichtige Gespansburg des árpádischen Komitatssystems, war von 1987 bis 1999 Objekt ausgedehnter Ausgrabungen. Die deutsche Übersetzung der 2019 in Budapest auf Ungarisch veröffentlichten Grabungsergebnisse durch die Projektleiterin, Mária Wolf, kann auch überregional großes Interesse erwarten: Die Forschungen ließen weitreichende Einsichten zur Gestalt, Nutzung und Entwicklung einer frühen ungarischen Verwaltungsburg, aber auch zum Siedlungswesen seit der Landnahmezeit zu. Die stattliche und reich bebilderte Publikation legt nicht nur die archäologischen Befunde und Funde vor, sondern auch anthropologische, archäobotanische und archäozoologische Studien sowie archäometrische Analysen (Keramik, Eisenschlacken). Neben W. sind acht weitere Wissenschaftler mit ihren Resultaten im Buch vertreten.

Die ovale Befestigung von etwa 1,7 Hektar Fläche auf einem Hügel direkt am Fluss Bódva wurde zwischen 1020 und 1050 errichtet und bis in das mittlere 12. Jh. genutzt; zumindest kam die Besiedlung in der Innenfläche damals zum Erliegen und verlagerte sich vor die Burg. Deren Fortifikation bildete ein zeit- und regionaltypischer Holz-Erdwall in Kastenkonstruktion, der mehrfach erneuert wurde. Die Vf. kann plausibel machen, dass ein Balkenrost unter dem Wall keine ältere Phase, sondern eine Substruktion des Wehrbaus darstellte. Im Burghof weisen Reste von Holzhäusern, Gruben und Öfen auf eine intensive Nutzung hin, die Wohnen und Wirtschaften – besonders das Schmiedewesen – umfasste. Ein Steinfundament wird als Relikt der Gespansresidenz gedeutet. Ebenfalls aus Stein war die auf einer Erhebung in der Innenfläche errichtete Probsteikirche, deren Grundmauern einen 18 Meter langen Rechtecksaal mit eingezogener Halbrundapsis markieren. Ein Friedhof gehörte eigentümlicherweise nicht dazu, fand sich aber bei einem zweiten Gotteshaus vor der Burg, das dem „Burgvolk“ (S. 373) diente. Beide Kirchen gingen auf das 11. Jh. zurück. Die Vf. schließt insofern auf religiöse, militärische, administrative und ökonomische Zentralfunktionen. Borsod und andere „Gespansburgen können wir [...] als unsere frühesten Städte ansehen“ (S. 466). Ältere Hypothesen über eine lediglich refugial-militärische Funktion der Komitatsmittelpunkte finden in Borsod ebenso wenig Bestätigung wie solche zu Anfängen des ungarischen Burgenbaus bereits im 10. Jh. Dieser stand vielmehr, so belegen die Ausgrabungen ein weiteres Mal, mit der neuen Herrschaftsorganisation Ungarns seit König Stefan I. in Zusammenhang.

Die Forschungsergebnisse sind aber nicht nur wegen der Burg, sondern auch aufgrund einer vorangehenden offenen Siedlung des 10. Jh. interessant. 17 ebenerdige kleine Holz-

Lehm-Rechteckhäuser waren anhand von Estrichen, Brandschutt, Schwellsteinen und Öfen nachweisbar – ein ungewöhnliches Bild, dominieren auf vergleichbaren Fundplätzen der Region sonst doch Grubenhäuser. Eingetieft war in Borsod nur ein Steinfundamentbau als mögliches Wohngebäude des Ortsvorstehers. Die Häuser gingen in einem großen Schadenfeuer unter. Diesem „Pompeji-Effekt“ verdanken sich recht viele zurückgebliebene Metallsachen – darunter Pflugscharen, Kurzstielsen und Buntmetallschläfenringe – sowie ungewöhnlich zahlreiche komplette Tongefäße, oft über ein Dutzend im Umkreis der Öfen. Manche enthielten noch Gerichte, die im Moment der Katastrophe gerade zubereitet wurden, darunter eine Marmelade (*lictarium*) und eine Art „Urgulasuppe“ (S. 297).

Diese Siedlung steht im Mittelpunkt des Buches, weil sie besonders wichtige kulturgeschichtliche Aussagen zulässt. W. weist sie aufgrund einzelner Kleinfunde, vor allem eines charakteristisch verzierten Trenskennebels aus Bein, den Alt-Magyaren zu; „die ethnische Zugehörigkeit der Dorfbewohner“ sei damit „eindeutig bestimmt“ (S. 151). Siedlungsstruktur, landwirtschaftliche Geräte und archäobotanische Ergebnisse aus Borsod schlossen überdies aus, „alle landnehmenden Ungarn als Nomaden zu betrachten“. Vielmehr sei festzustellen, „dass die Bewohner der Siedlung [...] auf dem Niveau der Zeit [...] lebten bzw. wirtschafteten“ und „auf keinem Gebiet rückständig“ waren. „Das alles stellt die oft behauptete kulturelle Vormachtstellung der Slaven deutlich infrage“ (S. 462).

Diese bemerkenswerten Erkenntnisse beruhen allerdings, so ist einzuwenden, in zweierlei Hinsicht auf vagen Grundlagen. Erstens ist die ethnische Interpretation unsicher, denn die Merkmale der Siedlung bestätigen – wie die Vf. selbst feststellt – allgemeine Kennzeichen jener Epoche in Ostmitteleuropa und sind nicht sicher als ungarisch oder slawisch einzuordnen. Das gilt erst recht für entsprechende Schlüsse aus der Keramik oder aus einzelnen Sonderfinden, die zur Ethnie ihrer Nutzer fast nichts aussagen, zumal die beiden Gruppen keineswegs rigoros voneinander getrennt gelebt haben werden. Zweitens ist die Datierung der Siedlung unsicher – ihr Ende in den 970er bis 980er Jahren kann u. a. anhand der Tonware und von Schläfenringen mit S-förmigem Ende plausibel gemacht werden, aber die Anfänge sind offen. Die Vf. setzt sie bereits in der Mitte oder sogar ersten Hälfte des 10. Jh. an, besonders aufgrund von Tongefäßen mit Bezügen zur nordpontischen Saltovo-Majaki-Kultur. Sicherlich waren solche bei der ungarischen Einwanderergeneration im Karpatenbecken besonders eng, doch wirkten sie lange nach und sind zur präzisen chronologischen Einschätzung daher nicht geeignet. W. überreizt m. E. die Ausagemöglichkeiten ihres Materials in einer mehrkulturellen Gesellschaft und in einer Epoche, in der sich die Kulturverhältnisse ungemein rasch wandelten. Wenn die Siedlung also erst im dritten Viertel des 10. Jh. entstand, und für eine eher kurze Laufzeit sprechen auch die fehlenden gegenseitigen Überschneidungen der Hausbefunde, dann sind die Ergebnisse zu Sesshaftigkeit und agrarischer Wirtschaftsbasis wenig überraschend. Sie sagen nichts über die Zustände in der Landnahmezeit im engeren Sinne aus.

In der Möglichkeit, solche Einwände zu erheben, erweist sich die Qualität der Grabungsvorlage mit substanziellen Befundbeschreibungen, zahlreichen Fotos und Zeichnungen. Die Gesamtpläne (Abb. 88, 141 u. a.) sind allerdings deutlich zu klein gesetzt, und es fehlen Profile, welche die Abfolge von offener Siedlung zum Burgwall zweifelsfrei belegen. Das sind aber Kleinigkeiten in einer ansonsten gehaltvollen Publikation, die u. a. auch instruktive Überlegungen zu den frühen ungarischen Herrschafts- und Wirtschaftsstrukturen, zum Befestigungswesen, zu typischen altungarischen Keramikformen (Gefäße mit geripptem Hals, Tonkessel, Saltovo-Majaki-Traditionen) sowie zu möglicherweise intentionell verbrannten Befestigungswällen (sog. Rote Wälle, S. 357) beibringt. Aus nördlicher Perspektive besonders bemerkenswert ist schließlich die Ähnlichkeit vieler Ausprägungen der Sachkultur – etwa ganz geriefter Töpfe und Schalen sowie der Schläfenringe mit S-förmigem Ende – mit nordwestslawischem Material, hier allerdings mit tendenziell jüngerer, nämlich spätslawischer Zeitstellung. Darin werden weiträumige Kommunikationsnetzwerke erkennbar, die ihren Ausgang im Süden nahmen.

Books of Knowledge in Late Medieval Europe. Circulation and Reception of Popular Texts. Hrsg. von Pavlína Cermanová und Václav Žůrek. (Utrecht Studies in Medieval Literacy, Bd. 52.) Brepols. Turnhout 2021. XIV, 376 S., Ill. ISBN 978-2-503-59463-7. (€ 100,–.)

Der Titel „Bücher des Wissens im spätmittelalterlichen Europa“ führt zunächst etwas in die Irre, topografisch wie auch definitorisch. Die Vermutung, dass sich das Thema tatsächlich auf ganz Europa bezieht, wird schon beim ersten Blick in das Inhaltsverzeichnis revidiert; es geht um die Wissensverbreitung in Böhmen (teils Mähren eingeschlossen) mit einigen Ausläufern, besonders in das heutige Deutschland, Österreich und Polen. Bereits im Titel ihrer Einleitung wenden die Hrsg. die Vokabel „Central Europe“ an, sodass zu fragen ist, warum dies nicht auch beim Buchtitel selbst geschah. Definitorisch mag bei „Büchern des Wissens“ zuerst an Enzyklopädien, Lehrbücher u. a. gedacht werden; jedoch ging die Tagung „Books of Knowledge and Their Reception“, die im Oktober 2018 in Prag stattfand, in ihrer Begriffsdeutung viel weiter, indem sie solche Bücher umfasste, die Wissen vermitteln. Anhand dieser Definition stellt sich freilich die Frage, welches Buch in der Zeit des späten Mittelalters angesichts der damaligen Verlags„produktion“ kein Wissen vermittelte. Fast überzeugender und klarer als die Definition, was zu diesen Büchern gehört, ist die von Steven J. Williams, was nicht zu den „Büchern des Wissens“ zu zählen ist. Die Vf. der Beiträge des Bandes stellen als „Bücher des Wissens“ bedeutende Handschriften des 14. und 15. Jh. mit ihren Wissenswirkungen vor. Bei den „Büchern des Wissens“ handelt es sich, wie auch die Hrsg. in der Einleitung schreiben, um keine feste Kategorie und entsprechend auch nicht um Bücher eines bestimmten Themas; die Handschriften handeln von Bienen, Schach, Geschichte und anderem mehr.

So diffus die Begrifflichkeit der „Bücher des Wissens“ ist, so heterogen wirken die Aufsätze, die sich sowohl in Fragestellung, Aufbau als auch in den gewonnenen Resultaten unterscheiden und sich deshalb nicht immer vergleichen lassen. Die Hrsg. haben den Vf. in der Gestaltung der Beiträge großen Freiraum gelassen. Diese an Aufsatzsammlungen gängige Kritik soll jedoch hier nicht vorgebracht werden. Die einzelnen Aufsätze hat Anne-Laure Méril-Bellini delle Stelle in ihrer Rezension aus einer historisch breiteren Perspektive ausführlich gewürdigt, die – unverdient für das Buch – augenscheinlich die bisher einzige ausführliche Besprechung darstellt.¹ Alle Beiträge widmen sich – was die eigentliche und ausschließliche Klammer des Bandes darstellt – der Verbreitung und Rezeption populärer Texte. Zumindest zwei der Beiträge sind aus dem Projekt „Transmission of Knowledge. The Fortune of Four Bestsellers in Late Medieval Czech Lands“ entstanden, das eine der beiden Hrsg., Pavlína Libichová Cermanová, initiiert hat.² Aufgrund dieses Vorhabens sind bereits einige Studien zum Thema erschienen, die durch den vorliegenden Band thematisch und methodisch erheblich erweitert werden. In den Beiträgen werden Inhalt, Textstrukturen, Textentstehung und Autor, Verbreitung der Handschriftenversionen, Wissenszirkulation sowie die Rezeption in Wissenschaft und weiteren Teilen der Gesellschaft dargestellt. Es wird erklärt, für welchen Kreis die Handschriftenabschriften erstellt wurden und warum welche Handschriften vorrangig in Böhmen warum zu welcher Zeit populär geworden sind. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang an den ebenfalls bei Brepols 2021 von Ota Pavlíček hrsg. Band *Studying the Arts in Late Medieval Bohemia. Production, Reception and Transmission of Knowledge*.

Zu konstatieren ist bei dem vorliegenden Band der immense Erkenntnisgewinn der auf hohem Niveau verfassten Beiträge über die Wissensproduktion und -vermittlung in Böhmen als einer zentralen Region Mitteleuropas. Allein schon die Verbreitungsorte der Handschriften verdeutlichen die große Bedeutung gerade auch für Deutschland: Von der Stiftsbibliothek Admont über die Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mainz bis hin zur

¹ <http://www.sehepunkte.de/2022/09/37283.html> (01.12.2022).

² <https://starfos.tacr.cz/en/project/GA17-19808S> (01.12.2022).

Ratsschulbibliothek Zwickau sind über 15 Bibliotheken in Deutschland als Bewahrungsorte der entsprechenden Handschriften benannt.

Bedauerlicherweise wirken die meisten Abbildungen (besonders S. 219 ff.) weder der Qualität der Texte noch der Sache als solcher angemessen. Dies muss ebenso für die fehlenden Autorenangaben gelten, die zudem Rückschlüsse auf die Beziehungen der Vf. zum Thema hätten Auskunft geben können. Nadine Holzheim^{er} als eine der Vf. promoviert zum Thema der *Chronologia Magna* und trug zur erwähnten Tagung 2018 bei, und Dana Stehlíková kann als ausgewiesene Expertin auf dem Gebiet der Herbarliteratur jener Zeit gelten, um nur zwei Beispiele zu nennen. Diese Monita sind freilich den Vf. der Beiträge nicht anzulasten, lediglich den Hrsg. und dem Verlag. Weitere kleinere Gravamina in der Gliederung des Bandes wären zu nennen. Positiv sind die hilfreichen Register zu erwähnen (Autoren, Titel, Manuskripte). Die Monita vermögen jedoch den großen Erkenntnisgewinn zur Wissensproduktion und -vermittlung in Böhmen am Ausgang des Mittelalters nicht zu schmälern, zumal damit zahlreiche transnationale Beziehungen in Wissenschaft und Kultur deutlich werden. Weitere Veröffentlichungen, besonders mit einer stärkeren Betonung dieser transnationalen Wirkungen, sind sehr erwünscht, da sich für diesen Themenkomplex noch zahlreiche Fragestellungen entwickeln und erforschen lassen.

Dresden

Konstantin Hermann

Jūratė Kiaupienė: Between Rome and Byzantium. The Golden Age of the Grand Duchy of Lithuania's Political Culture. Second Half of the Fifteenth Century to First Half of the Seventeenth Century. (Lithuanian Studies without Borders). Academic Studies Press. Boston 2019. XXXI, 244 S. ISBN 978-1-64469-146-5. (\$ 119,-.)

Man sollte vorsichtig sein, wenn Historiker „Goldene Zeitalter“ ausrufen – zumal dann, wenn diese Zeitalter sich in ihrem eigenen Land ereignet haben sollen. Jūratė Kiaupienė lässt denn auch von Anfang an keinen Zweifel aufkommen, dass es ihr hier darum geht klarzumachen, dass die Bedeutung Litauens in der frühen Neuzeit weitaus größer war, als man in der internationalen Historiografie bisher angenommen hat. Insbesondere polnische Historiker hätten die politische Kultur Litauens bestenfalls als ein Produkt und Anhängsel, wenn nicht gar als identisch mit derjenigen Polens betrachtet. Mit Litauen ist dabei das gesamte Großfürstentum gemeint, also nicht nur die ethnisch litauische Bevölkerung, sondern auch die ruthenische, polnische und samogitische, die sich alle freiwillig mit den Litauern zusammengeschlossen hätten. Trotz aller sprachlichen und religiösen Unterschiede hätten sie eine gemeinsame politische Nation gebildet und eine einzigartige politische Kultur entwickelt. Träger dieser Kultur seien demnach aber nur die Adligen gewesen, d. h. die reichen Magnaten und die Bojaren, die politische Rechte besaßen und diese in verantwortungsvoller Weise zum Wohl des Staats ausgeübt hätten. K. betont gerne die politische Reife, die diese Adligen besessen hätten und die sogar diejenige des polnischen Adels übertroffen habe. Im Rahmen dieser hohen Kultur hätten sie auch die Legende von der Abstammung der Litauer von 500 römischen Adelsfamilien entwickelt, die zur Zeit von Kaiser Nero an die Ostsee ausgewanderten, und so ihrem Staat eine alte Tradition gegeben. Später sei dieses Narrativ mit der Theorie von der Abstammung des polnischen Adels von den Sarmaten verbunden worden und somit eine eigenständige litauische Version des Sarmatismus entstanden (die Autorin scheint Sarmatismus für eine reine Abstammungstheorie zu halten).

K. wird nicht müde zu betonen, dass das Großfürstentum Litauen während des gesamten von ihr behandelten Zeitraums ein völlig souveräner Staat gewesen sei. Zwar habe der Adel im Königreich Polen immer eine Einverleibung Litauens in seinen Staat angestrebt und nach der Union von Lublin 1569 auch geglaubt, er habe dies erreicht. Doch der litauische Adel sei weiter von der Existenz zweier selbstständiger Staaten ausgegangen, und diese Interpretation hält K. für die einzig richtige. Sie führt eine Reihe von Zitaten aus den

Quellen an, die das belegen sollen, und interpretiert alle Ereignisse beim Abschluss der Union und in der Folgezeit in diesem Sinn. Hier liefert das Buch vielen westeuropäischen Lesern sicherlich neue Informationen. Aber beim aufmerksamen Lesen fallen auch Lücken in der Darstellung und beiläufige Bemerkungen auf, die mit der Kernthese nicht recht in Einklang zu bringen sind und die den Verdacht nähren, dass hier nur diejenigen Äußerungen aus den Quellen ausgewählt worden sind, die die These von der völligen Gleichstellung Litauens und Polens bestätigen. So unterstellt K. dem litauischen Großfürsten und zugleich polnischen König Sigismund August mehrfach Verrat an den litauischen Interessen im Zuge des Unionsprozesses. Ein solcher Verrat müsste aber eigentlich folgenlos geblieben sein, wenn die Litauer dabei tatsächlich ihr Ziel erreicht und ihr politisches Schicksal weiterhin in den eigenen Händen gehalten hätten. An einer Stelle (S. 170 f.) berichtet die Autorin von den Bestrebungen im litauischen Adel, anlässlich des Interregnums in den Jahren 1586/87 einen eigenen Kandidaten für das Amt des Königs aufzustellen und eine separate Wahl durchzuführen, ohne zu erklären, warum sie es dann doch nicht taten. Wenig später räumt sie ein, dass Litauen im Jahr 1569 tatsächlich seinen eigenen und unabhängigen Sejm verloren habe, führt aber dagegen an, dass die litauischen Abgeordneten in dem neuen, gemeinsamen Sejm, in dem sie gegenüber den Abgeordneten aus Polen deutlich in der Minderheit waren, ein „unabhängiges Verhalten“ (S. 172) an den Tag gelegt hätten, und dies sei das Entscheidende gewesen.

Letztlich sollen weniger der Rechtszustand und die tatsächlichen politischen Ereignisse den Beleg für die Unabhängigkeit und Größe Litauens in dieser Zeit liefern, sondern vielmehr die politische Kultur, für die ja hier ein Goldenes Zeitalter konstatiert wird. K. muss jedoch mehrfach bekennen, dass zu dieser Kultur nur wenige Quellen überliefert sind, weitaus weniger als für die polnische Reichshälfte. Zudem sind diese Quellen, wie in den Anmerkungen deutlich wird, in aller Regel in ruthenischer oder polnischer Sprache abgefasst, was an sich nicht gegen ein Bewusstsein von litauischer Identität spricht, aber andererseits für diese Frage auch nicht gänzlich ohne Belang ist. Als wichtigste Werte der politischen Kultur in Litauen nennt die Autorin „Staat“, „Heimatland“, „Liebe zum Heimatland“ und „Patriotismus“ (S. 194), und diese Werte sind es auch, deren Vorhandensein sie vor allem mit ihren Quellenzitaten zu belegen versucht. Doch das Bewusstsein von der Existenz eines eigenen Landes und Staates sowie eine emotionale Beziehung zu diesen machen schwerlich bereits eine politische Kultur aus. Und einige andere Werte, die K. bei den Litauern des 16. Jh. festzustellen glaubt – wie Verantwortungsbewusstsein gegenüber dem Gemeinwesen oder Achtung vor dem Recht, – sind von polnischen Historikern auch immer wieder als typisch für den Adel in der Krone Polen diagnostiziert worden. Einzig bei der Zuschreibung der Tugend „Freiheitsliebe“ an die Litauer hält die Autorin sich erkennbar zurück, möglicherweise weil sie traditionell zu sehr mit dem polnischen Adel assoziiert wird. Sie geht nicht darauf ein, dass sogar viele litauische Historiker festgestellt haben, dass die politische Ideologie des Sarmatismus beim Adel in Polen und Litauen keine Unterschiede aufwies.

Bezeichnend ist auch, dass K. sich kaum für den Anfang und das Ende des von ihr konstatierten Goldenen Zeitalters interessiert. Weder analysiert sie, wie die Zuneigung der Litauer zu den genannten Werten entstanden ist, sodass man fast den Eindruck gewinnen kann, sie sei ihnen biologisch angeboren gewesen. Noch zeigt sie großes Interesse für die naheliegende Frage, warum diese Zuneigung in der Mitte des 17. Jh. wieder zurückging (tatsächlich liefert sie schon kaum Quellenbelege für ihr Vorhandensein in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts). Sie deutet an, dass die äußeren Bedrängnisse der Adelsrepublik zur Mitte des 17. Jh. die beiden Reichshälften stärker zusammenrücken ließen (S. 203), meint aber an anderer Stelle, dass die Frage erst durch weitere Forschungen erhellt werden könne (S. XX).

Das Buch ist, trotz relativ zahlreicher sprachlicher Fehler, sicherlich nicht ohne Wert für westeuropäische Leser, denn die historische Bedeutung Litauens wird hierzulande tatsächlich meist zu gering veranschlagt. Andererseits hat man hier wieder den Fall einer His-

torikerin, die in dem Bestreben, die Kenntnisse über die Geschichte ihres – heute wesentlich kleineren – Landes zu verbessern, einfach zu dick aufgetragen hat. Das Verhältnis zwischen der polnischen und der litauischen Hälfte der Adelsrepublik war extrem komplex und ist weder mit „Einverleibung“ noch mit „völlige Gleichstellung“ angemessen umschrieben.

Freiburg i. Br.

Martin Faber

Anna Penkała-Jastrzębska: „To marry a foreigner ...“. Migrations and the Marriage Policy of the Nobility of the Polish-Lithuanian Commonwealth. (Series of the Friedrich Christian Lesser Foundation, Bd. 43.) Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung – Verlag Steffen Iffland. Mühlhausen/Thür. – Nordhausen/Thür. 2021. 504 S. ISBN 978-3-930558-39-1. (€ 25,—.)

The reviewed monograph by Anna Penkała-Jastrzębska is a result of a project carried out by the Author in 2018–2021 at Friedrich-Schiller-Universität Jena and Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung and was published in the same year both in Polish¹ and in English translation. The subject of the work are migrations related to marriages performed by the magnates and the wealthy Polish and Lithuanian nobility to persons from outside the Commonwealth in the seventeenth–eighteenth centuries.

The monograph consists of an introduction, seven chapters, and a conclusion, as well as an annex and bibliography. The Polish edition also contains a personal index, which was not included in the English translation. In the introduction, the author tries to present the purpose of her work. Unfortunately, the narrative of this section is very confusing, and the reader has to puzzle out the successive goals set by the author. The main purpose of the monograph is formulated only at the very end of the Introduction “[...] the main goal of the presented work was to establish the most important factors that determined the migration process as a result of international marriages” (p. 30). Moreover, the descriptions of the subsequent goals are interspersed with the conclusions of the research conducted, making the Conclusion almost a repetition of the findings already presented in the Introduction.

In chapter 1, P.-L. presents the legal conditions of marriages between the Polish and Lithuanian nobility and magnates with persons from other countries, based primarily on the existing literature on the subject.

The next five chapters present the phenomenon in chronological order, divided into periods corresponding to the reigns of successive rulers—kings of the Vasa dynasty and Michał Korybut Wiśniowiecki (chapter 2, up to 1674), John III Sobieski (chapter 3), Augustus II (chapter 4), Augustus III (chapter 5) and Stanisław August Poniatowski (chapter 6). In this part of the work, the narrative is based on data acquired by the author during numerous searches in Polish (Warsaw, Cracow, Wrocław, Kórnik, Poznań, Łódź, Rzeszów, Toruń) and foreign (Dresden, Vienna, Minsk, Kyiv, Lviv) archives and libraries. The sources used are several documents regulating the terms and conditions of negotiated and contracted marriages (including so-called preliminary points, marriage contracts, life annuity agreements), correspondence, as well as manuscript newspapers. P.-L. does not specify which research methods she used, as in the introduction she only mentions the quantitative method (p. 17).² In the following chapters, the author analyzes various aspects of international marriages—the reasons why efforts were made to enter into a particular union, the negotiations, the functioning of the marriage after the wedding, including the

¹ ANNA PENKAŁA-JASTRZĘBSKA: „Za cudzoziemca iść ...”: Migracje a polityka małżeńska szlachty państwa polsko-litewskiego, Kraków 2021.

² Such information can be found in the Polish version of the monograph, in which the author declares to use primarily qualitative, biographical and prosopographical methods, with only a supplementary quantitative method (ibid., p. 17).

question of the place of residence, as well as the more or less successful assimilation of the newcomer in the new environment.

The narrative of the individual chapters shows a very good knowledge of the source base, and the author does not spare examples to illustrate the issues she discusses. She manages to show the role of the royal court, including the queens consorts themselves and sometimes also the kings in arranging international marriages and the goals that guided this, the role of changing social arrangements, as well as to outline changes over time in the number and nature of marriages—she shows that, at the beginning of the period under study, it was the men who brought wives from outside the Commonwealth, but from areas immediately adjacent to it. The change occurred in the second half of the seventeenth century and was related, in part, to the arrival in the Commonwealth of numerous military men serving there. P.-L.'s conclusion that it was women who generally adapted better in the new environment is also extremely interesting.

In chapter 7, the author presents a chronological list of marriages of representatives of the Polish and Lithuanian wealthy nobility and magnates to foreigners. The list, as P.-L. herself admits, is incomplete (p. 358). It includes for each marriage the date of its conclusion, the name of the husband and wife, along with additional information (date of death, other marriages, offices held) and the source from which the information was taken. The list, which is arranged in the form of a table, notably lacks sequential numbers to make it easier to use. Moreover, the list, while valuable in its own, should have taken the form of an appendix to the work rather than a separate chapter.

The annex contains an edition of 17 documents—marriage contracts concluded between representatives of the Polish and Lithuanian nobility and magnates with representatives of foreign aristocracy. These documents are interesting in themselves and published carefully, nevertheless it is not clear what criteria the author used for this selection.

The major weakness of the reviewed work is that it is a translation of a work written, however, probably with the Polish reader in mind. This is evident in the manner of the narrative, which discusses the problem only from the perspective of the Polish-Lithuanian state, but without placing it in a broader context. Also striking is the lack of wider use of non-Polish-language literature on the subject, especially in the Introduction, where the author presents the methodology and context of her research, or in the Conclusion, where she could have related the results of her research to those of researchers working on the same phenomenon, but in other geographical areas. There are also doubts about leaving in the text Polonized versions of the names of foreign-born persons who married representatives of the Polish and Lithuanian magnates and wealthy nobility, such as Karol III Wittelsbach (p. 13), also appearing as Karol III Filip Wittelsbach (p. 136), Karol Krystian Wettyn (p. 13), or Jan Fryderyk Reich-Graf von Flotow (p. 337) which, for a non-Polish-speaking reader, may be problematic to identify.

Also missing is an attempt to differentiate the picture of the marriage policy pursued by the wealthy nobility and magnates in the Crown and the Grand Duchy of Lithuania. Although they formed a unitary state, there were both legal and cultural differences between them, which one could try to exploit and thus obtain a more differentiated picture. Perhaps in the case of the subject under review, such differences between the Crown and Lithuania did not exist, but nevertheless the failure to pose this question, especially in the context of limiting the perspective of the research to the Polish-Lithuanian Commonwealth only, should be considered a shortcoming.

In conclusion, the reviewed work is not distinguished by methodological innovation, and it also contains a number of minor or major deficiencies. Nevertheless, it also contains quite a number of valuable findings and fills a gap existing in Polish historiography, and, thanks to its translation into English, makes it possible to introduce the results of the author's research into the international scientific discourse, which must undoubtedly be considered valuable.

Lublin

Urszula Zachara-Związek

Luthers Deutsch in Mittel- und Osteuropa. Hrsg. von Christine Ganslmayer, Helmut Glück und Hans-Joachim Solms. (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, Bd. 21.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2021. XVIII, 326 S., Ill. ISBN 978-3-447-11215-4. (€ 68,—.)

Das Buch beruht auf dem germanistischen Forschungsprojekt „Die Ausstrahlung der Schriften Luthers auf die Sprachen Mittel- und Osteuropas“, das von 2016 bis 2019 an der Universität Halle-Wittenberg unter der Leitung von Hans-Joachim Solms (Halle) und Helmut Glück (Bamberg) durchgeführt wurde. Zuerst wurden Konzept und Methodik 2016 auf einer Arbeitstagung in Wittenberg erarbeitet, und die im Band versammelten Beiträge wurden dann auf einer Konferenz, die im März 2018 an der Landesbibliothek Coburg stattfand, vorgetragen.

Als ich zuerst von dem Projekt hörte und dann die Tagungsberichte las, war ich zugegebenermaßen ziemlich skeptisch. Es befremdete mich auch ein Untertitel im Coburger Tagungsprogramm: „ein vergessener Aspekt der Reformationsgeschichte“. Dieser Aspekt war meines Erachtens einerseits gar nicht so vergessen, denn Adolf Schullerus veröffentlichte vor genau 100 Jahren seine Monografie *Luthers Sprache in Siebenbürgen*,¹ und die Lutherrezeption ist auch seitdem in dieser Region intensiv erforscht worden, andererseits wirkte das kontrastive linguistische Projekt auf ersten Blick höchst innovativ, was mit „vergessenen Aspekten“ nichts zu tun hat. Diese Eindrücke und Einwände wurden nun aber durch das Lesen der Beiträge im Wesentlichen beseitigt.

Das Forschungsprojekt sucht nach Spuren von Martin Luthers Deutsch in den Sprachräumen Mittel- und Osteuropas und befasst sich mit der Frage, ob Luthers Deutsch sichtbare Spuren in den slawischen, baltischen und finnougri-schen Nachbarsprachen hinterlassen hat: In welcher Weise haben sich Luthers Schriften in Übersetzungen auf andere Sprachen ausgewirkt? Dabei waren die an diesem Projekt beteiligten Germanisten auf die Mitwirkung von Slawisten, Baltisten und Finnougri-schen angewiesen. Ursprünglich waren auch Referenten für Siebenbürgen und den Balkan vorgesehen, schließlich wurde aber das Projekt teils aus inhaltlichen, teils aus praktischen Gründen etwas enger eingegrenzt. Dieser von sprachlicher Vielfalt geprägte Ansatz wurde für den Band um einige Germanisten bereichert, um aus deren „Binnenperspektive“ das Projekt in die zeitgenössische Lutherforschung einzubetten (S. 6 f.).

Der Zusammenhang zwischen den zwei Perspektiven liegt zwar auf der Hand, der Tagungsband zerfällt aber doch in zwei nicht miteinander verbundene Teile. Der erste davon, dessen Beiträge mehrere Forschungsdesiderata erschließen, lässt sich durchaus als bahnbrechend bezeichnen. Die Beiträger waren hier nämlich gezwungen, die Grenzen ihres gewohnten Forschungsgebietes zu überschreiten. Die komplexe Problematik mit ihren linguistischen, philologischen, translatorischen und theologischen Aspekten sowie die Vielfalt der Sprachen bzw. Sprachfamilien sorgen für innovative Forschungsergebnisse. Zwar finden sich auch im zweiten Teil spannende Einzelstudien und gut gelungene Überblicksdarstellungen, sie bewegen sich aber innerhalb der Komfortzone der klassischen Germanistik.

Glücks Werkstattbericht zufolge musste als erster Schritt ein Textkorpus bestimmt werden, der nicht nur aus Luthertexten besteht (Passagen aus der Lutherbibel und dem Kleinen Katechismus sowie einige Strophen der Lutherlieder), sondern auch aus charakteristischen Wortbildungen und Wendungen. Die Experten sollten Übersetzungen und Entsprechungen von diesen Exzerpten und Formulierungen in neun Nachbarsprachen untersuchen. Eine solche Auswahl ist immer etwas willkürlich, und es lässt sich natürlich streiten über sie. Die Phraseme „die Axt an die Wurzel legen“ (Mt 3,10) und „sein Licht unter den Scheffel stellen“ (Mt 5,15; Lk 8,16) sind meines Erachtens suboptimal, denn sie geben den bibli-

¹ ADOLF SCHULLERUS: *Luthers Sprache in Siebenbürgen*. Bd. 1: Das Mediascher Predigtbuch. Forschungen zur Siebenbürgischen Geistes- und Sprachgeschichte im Zeitalter der Reformation, Hermannstadt 1923.

schen Urtext wortgetreu wieder. Dadurch ist es schwierig zu entscheiden, ob eine spätere Übersetzung der Lutherbibel oder der Vulgata bzw. einer griechischen Vorlage folgt.

Der Werkstattbericht weist schließlich auf sehr wichtige Aspekte der Diglossie und Polyglossie als offene Fragen hin. Die deutschen Sprachinseln in Mittel- und Osteuropa spielten gewiss eine wichtige Rolle bei der Verbreitung der Sprache Luthers. Meiner Erfahrung nach erfolgte die entscheidende Vermittlung aber nicht zwischen deutschen Städten und „undeutscher“ Umgebung, sondern in bereits zwei- oder mehrsprachigen Gemeinschaften, wie das weiter unten erwähnte Beispiel des siebenbürgischen Klausenburgs aufschlussreich zeigt.

Und nun zum Herzstück des Tagungsbandes! Kristiina Ross entdeckt zwar nur wenige Lutherspuren in den estnischen Entsprechungen, jedoch scheinen drei Wendungen direkt aus der Lutherbibel zu stammen. Pēteris Vānags stellt fest, dass der in der 1530er Jahren verfasste lettische Katechismus mittels einer nicht näher zu bestimmenden niederdeutschen Übertragung auf Luthers Werk fußt. Anna Helene Feulner kommt in der Untersuchung einer altlitauischen Postille von 1591 zu dem Ergebnis, dass Luthers Ausdrucksweise plastischer, bildlicher und umgangssprachlicher gewesen sei als der Urtext der biblischen Perikopen. Der Verfasser der Postille, Johannes Bretke, orientiere sich zwar an der Lutherbibel, opfere jedoch nicht die eigenständige litauische Syntax. „Unlitauische“ Wendungen kämen bei ihm nur als Verlegenheitslösungen vor. Felix Thies identifiziert die Schreibung von alttestamentlichen Namen in sorbischen und baltischen Bibelübersetzungen eindeutig als Lehnformen aus der Lutherbibel (S. 89). Helmut Keipert weist auf ein Phrasem im heutigen Russisch hin, das auf eine Lutherwendung zurückgehen müsse („durch die Finger sehen“), darüber hinaus nähmen einige biblische Sprichwörter Anleihen bei der Lutherbibel. Gerhard Meiser bescheinigt der Brester Bibel von 1563 ein „schönes Polnisch“, was den Prinzipien von Luthers „Sendbrief vom Dolmetschen“ (1530) entspreche. Demgegenüber vertrete die auf ihr beruhende Danziger Bibel (1632) als Übersetzungsmethode eine geradezu ängstliche Wörtlichkeit (S. 124). Roland Marti weist nach, dass sorbische Bibeln je nach Konfession eng ihren Vorlagen folgen, die evangelischen also der Lutherbibel (S. 139). Jiří Černý hebt hervor, dass Luther in Böhmen in den 1520er Jahren „ein großes Medienecho“, sowohl auf Deutsch als auch auf Tschechisch, ausgelöst habe, was u. a. auf seine Gleichordnung mit Jan Hus zurückzuführen sei. Die meisten Nachdrucke erfuhr den Lutherschriften, die ursprünglich an Adressaten in Böhmen gerichtet waren. Petra Verebics konstatiert, dass unter den ungarischen Bibelübersetzern der Klausenburger Caspar Helth derjenige sei, der bewusst und eng das Luthersche Werk imitiert habe. Als ein Parergon dieser Untersuchung ist der Nachweis zu betrachten, dass Helths Übertragung auch die spätere Standardbibel (Vizsoly, 1590) maßgeblich beeinflusste. Gerhard Giesemann weist auf Germanismen im Œuvre des Slowenen Primož Trubars hin, der auch in theologischen Fragen seinem Wittenberger Meister sehr nahegestanden habe.

Im germanistischen Teil erörtern Silvia Pfister und Isolde Kalter die Entstehungsgeschichte des „Sendbriefs vom Dolmetschen“; Christine Ganslmayer und Gerhard Karner veranschaulichen an einem exemplarischen Autograf aus der Coburger Zeit Luthers Übersetzungsmethode; Anja Lobenstein-Reichmann sammelt Sprachreflexionen aus dem Lutherschen Gesamtwerk; Oskar Reichmann analysiert Luthers paradoxen Freiheitsbegriff als ein europäisches, sprachenübergreifendes Semantikgeflecht (Consemanticum); schließlich untersucht Sebastian Seyferth die zeitgenössische Kritik am Septembertestament durch Hieronymus Emser und Urbanus Rhegius.

Die Hrsg. werden von einer Großzügigkeit geleitet, die an Verschwendung grenzt. Jeder Studie geht ein gleichsprachiges Abstract voraus, und die Literaturverzeichnisse erstrecken sich pro Studie oft über 4–5 Seiten, wobei Bände der Weimarer Ausgabe sowie sonstige Schriften Luthers stets aufs Neue einzeln aufgeführt sind. Hier wäre ein Abkürzungsverzeichnis für die verwendeten Titel sinnvoll gewesen. Neben einem Register der

Bibelstellen bietet das Werk lediglich ein Register „zentraler“ Orts- und Personennamen, beide erstellt von Ganslmayer.

Der Tagungsband beweist, dass in dem Projekt Experten unterschiedlicher Disziplinen, nationaler Herkunft und Forschungserfahrungen fruchtbar zusammengearbeitet haben. Die Initiative hat neues Terrain sowohl für kontrastive linguistische Forschungen als auch für die Wirkungsgeschichte der deutschen Reformation in den östlichen Nachbarländern erschlossen.

Budapest

Zoltán Csepregi

Erfolgreiche Einwanderer. Künstlermigration im Ostseeraum in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Agnieszka Gąsior und Julia Trinkert. (Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. 22.) Sandstein. Dresden 2022. 302 S. ISBN 978-3-95498-646-0. (€ 49,—)

A number of important works have already been published on the subject of “Migration in the Middle Ages,” with reference to the Baltic region and also art production and art trade.¹ For the early modern period, developments in the history of ideas may take on a special position as cultural transfers, especially in the transmission of knowledge in connection with the spread of the Reformation,² whose most important carriers were identified in the history of books and libraries.³ It is generally known that cultural transfers moved along traditionally established (mediation) paths of trade, handicrafts and pilgrimage, and that technical innovations also spread with them.⁴

A more comprehensive work on the migration of artists in the Baltic region in the early modern period has therefore been long awaited. Starting from the economic attraction of the cities in the Hanseatic League, the metropolises of the Baltic Sea countries of Sweden, Denmark, Courland, Poland and Livonia in the sixteenth to eighteenth centuries, the eds. Agnieszka Gąsior and Julia Trinkert, together with renowned scholars, pursue the question of how artist migration concretely took place in the region at that time. “What

¹ Cf., for example, MICHAEL BORGOLTE (ed.): *Migrationen im Mittelalter*, Berlin 2017; JAN VON BONSDORFF: *Kunstproduktion und Kunstverbreitung im Ostseeraum des späten Mittelalters*, Helsingfors 1993; see also CARSTEN JAHNKE: *Der Handel mit Kunst in den hansischen Netzwerken um 1500*, in: KERSTIN PETERMANN, ANJA RASCHE et al. (eds.): *Hansische Identitäten*, Petersberg 2018, pp. 105–111.

² OTFRIED CZAİKA, HEINRICH HOLZE (eds.): *Migration und Kulturtransfer im Ostseeraum während der Frühen Neuzeit*, Stockholm 2012; GERT HAENDLER: *Die Ausbreitung der Reformation in den Ostseeraum und Johannes Bugenhagen*, in: HEINRICH HOLZE (ed.): *Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart*, Leipzig 1999, pp. 120–139; HEINZ SCHILLING: *Die frühneuzeitliche Konfessionsmigration*, in: KLAUS J. BADE (ed.): *Migration in der europäischen Geschichte seit dem späten Mittelalter*, Osnabrück 2002, pp. 67–89; OTFRIED CZAİKA: *Die Ausbreitung der Reformation im Ostseeraum ca. 1500–1700 als Kulturtransfer*, in: CZAİKA/HOLZE, pp. 76–100.

³ On book culture in Scandinavia, see, for example, WOLFGANG UNDORF: *From Gutenberg to Luther: Transnational Print Cultures in Scandinavia 1450–1525*, Leiden 2014; BURKHARD KUNKEL: *Buchtransferkultur? Buchbewegungen in Städten des südlichen Ostseeraums zur Zeit der lutherischen Reformation*, in: NATALIJA GANINA, DANIEL KÖNITZ et al. (eds.): *Deutsche Kultur in russischen Buch- und Handschriftenbeständen*, Stuttgart 2022, pp. 73–92.

⁴ KNUT SCHULZ: *Mobilität im Handwerk—Wanderwege im Spätmittelalter*, in: UTA LINDGREN (ed.): *Europäische Technik im Mittelalter 800–1400: Tradition und Innovation*, 2nd ed., Berlin 1997, pp. 503–508; BURKHARD KUNKEL: *Die Kunst der lutherischen Kirchen des 16. Jahrhunderts: Medien, Mitteldinge, Monumente—eine Geschichte der materiellen Kultur*, Berlin 2020, pp. 108–109, 119.

motivated the artists to migrate and what were their destinations? What made a place attractive to the arrivals? Did the artists stay in their new place of work, did they return to their homeland or did they perhaps even migrate further? What artistic development did they take in their new home and what role did they play there? How did they integrate locally?" (pp. 7–8).

In her contribution "Nach Reval: Von der Migration der Künstler," Krista Kodres traces the biographies of some of the city's important (immigrant) painters and sculptors and addresses their not always conflict-free circumstances in the context of local guilds; Trinkert introduces the house architect of the Dohna family in East Prussia who immigrated from the Neumark; Stefanie Schultdt provides evidence of the "import of knowledge" to Sweden through the journey of the architect Göran Josuæ Adelcrantz from Stockholm via Paris to Rome in 1704–1706, a journey which is well and fully documented through the transcription and translation of his letters (pp. 66–121); Konrad Ottenheim documents the international reach of Cornelis Floris and Hendrick de Keyser through their work in northern Europe, especially on behalf of Duke Albrecht in Königsberg; Franciszek Skibiński examines mobility and artistic exchange in East Prussia against the background of the metropolitan region of Danzig in the period between 1550 and 1650; Constanze Köster uses the example of Rembrandt's pupil Ovens to show how the Nordic Wars, for example, affected art transfers between Holland and Schleswig Holstein; in his contribution "Der Stettiner Herzogshof um 1600 als Ziel und Station künstlerischer Wandlungen," Rafał Makala clarifies art-political representation and competitive behavior vis-à-vis neighboring imperial courts; Elita Grosmane's contribution "Die Migration von Bildhauern und das Erstarken barocker Bildhauerwerkstätten in Kurland und Riga" concentrates in particular on the influence of confessional change on the migration of artists in her area of study from the end of the sixteenth century onwards. Gašior dedicates her contribution to the well-known Sebastian Dadler and his European patrons, providing an excellent example of the far-reaching mobility and economic networks of what was indeed an "exceptional medallist;" following this, and remaining in the genre of goldsmiths, coin cutters and medallists, Ylva Haidenthaler opens with "Einblicke in die Künstlerimmigration nach Stockholm im 17. Jahrhundert;" with its unusual title "Oberbayern im Ostseeraum: Betrachtungen zur Verbreitung von Arbeiten Wessobrunner Stuckateure im 17. und 18. Jahrhundert," Torsten Veit concludes the series of contributions and provides the very interesting evidence of artist migration from Bavaria to Mecklenburg, Poland, Pomerania and Courland.

All contributions are provided with illustrations, some of them in color, as well as with notes and special references to literature and, in some cases, corresponding maps. The volume concludes with a detailed name and place index in which abbreviations, historical place names and field names are explained and can thus be easily located.

The initial questions posed by the eds. about the motivation for and the goals of artists' migrations, the attractiveness of the destinations and their significance for the individual artists as a place of transit or permanent activity, and for their artistic development are answered in full and precisely on the basis of specific people and concrete works. Moreover, the reader learns how the artists integrated into the existing conditions at the destination. The diverse case studies paint a vivid picture of the extensive and often branching migratory movements of well-known artistic personalities. We are, as it were, taken into their tangible working and living conditions, and we gain a comprehensive idea of their influence, their imprint and finally their impact on art in the area under investigation from the end of the sixteenth century up to the eighteenth century.

And, although the connection of the title concept of "successful immigrants" as an expression for socio-cultural integration achievements of immigrants to current contexts of understanding may not have been intended; although, for example, imperial, Hanseatic, courtly, or regional political characteristics must be considered at times, the reading of this extremely rich and extremely exciting book is worthwhile in any case. It fills a so far only

perceived desideratum and fits seamlessly into the aforementioned research. And I ask the gentle readers for addition and reference to the further, much more extensive bases of (English-speaking) Baltic, Scandinavian, Polish, and Russian research, which I have neglected to consider.

Stralsund – Oslo

Burkhard Kunkel

Adel im Grenzraum. Transkulturelle Verflechtungen im Preußenland vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von Miłośława Borzyszkowska-Szewczyk, Sabine Jagodzinski und Miloš Rezník. (Studien zum Mitteleuropäischen Adel, Bd. 8.) Peter Lang, Berlin u. a. 2021. 293 S. ISBN 978-3-631-85020-6. (€ 64,95.)

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis einer Konferenz unter gleichem Titel, die vom 22. bis zum 24. Juni 2017 in Kooperation zwischen dem Deutschen Historischen Institut Warschau, der Universität Danzig, dem Nationalmuseum Danzig und dem Kaschubischen Institut Danzig stattfand.

Das Titelthema „Adel im Grenzraum“ entpuppt sich bei genauerer Betrachtung der Beiträge eher als „Adel in Grenzräumen“. Grenzen sind in diesem Buch keineswegs rein territorial zu verstehen. Vielmehr macht es sich die Gesamtheit der Beiträge zur Aufgabe, die „Mannigfaltigkeit und die Vielschichtigkeit von Grenzziehungen, Grenzüberschreitungen oder aber Entgrenzungen“ (S. 13), wie die Hrsg. in ihrer Einleitung formulieren, abzubilden. Unterteilt in vier Kapitel machen die Autoren auf verschiedene Bereiche adliger Kultur und adligen Lebens im historischen Preußen (Preußenland) aufmerksam und befassen sich dabei mehr oder weniger gezielt mit dem Leitmotiv der Grenze.

Der sehr ausführliche Beitrag von Witold Molik widmet sich eingangs vor allem dem Forschungsstand und macht einzelne Vorschläge für weitere Forschungen. Dabei fällt sein Urteil ziemlich streng aus, und er benennt unzählige Defizite der Forschung zum ostmitteleuropäischen Adel sowohl in thematischer als auch in historisch-handwerklicher Hinsicht. Leider nimmt diese Bestandsaufnahme beinahe ein Viertel des Sammelbandes ein, und die eigentlichen thematischen Beiträge beginnen erst auf Seite 85.

Im ersten Kapitel „Verflechtungen und Verwerfungen“ werden erste Grenzüberschreitungen in adligem Kontext untersucht. Anhand adliger Frauen in der Landfrauenbewegung im Beitrag von Agnieszka Szudarek und der transkulturellen Bedeutung des Tanzes (Beitrag von Aleksandra Kajdańska) wird verdeutlicht, an welchen Stellen adlige Grenzüberschreitung sich manifestieren kann. Während Kajdańska vor allem eine Kernquelle zur Erforschung adligen Tanzes und seiner europäischen Dimension – Gottfried Tauberts *Rechtschaffener Tantzmeister* von 1717 – vorstellt, zeigt Szudarek eindrücklich die Grenzüberschreitungen adliger Frauen in den ersten Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereinen zwischen Land und Stadt, aber auch zwischen adligem und bürgerlichem Milieu.

Ein zweites Kapitel unter der Überschrift „Erzählte Leben, erzähltes Land – Adlige Autobiografik“ nähert sich der Grenzthematik mittels verschiedener Typen adliger Selbstzeugnisse. Hier sticht vor allem der Beitrag von Monika Mańczyk-Krygiel heraus, der anhand zweier im Abstand von 100 Jahren entstandener Memoiren adliger Frauen das „Dislozieren persönlicher Identitäten“ (S. 127) durch die binationale Ehe mit einem polnischen Adligen behandelt. Das Verschwimmen territorialer, ständischer und vor allem identitärer „Grenzen“ zeigt die Vf. überzeugend anhand der Lebensrealitäten der adligen Autobiografinnen. Die weiteren Beiträge des zweiten Kapitels präsentieren vor allem anregende Quellenbeispiele, mit denen man sich der Leitfrage des Buches aus weiteren Perspektiven annähern könnte. So werden pädagogische Werke, Tagebücher, Reiseberichte und prosaische Schriften vorgestellt, die sich im weitesten Sinne mit der Grenzthematik befassen und alle aus der Feder preußischer Adliger stammen. Leider werden sie jedoch nicht erschöpfend analysiert, sondern eher in ihrem Wert für die Adelforschung erschlossen und zukünftiger Forschung als Angebot gemacht.

Das dritte Kapitel „Gestaltete Räume – Adel, Kunst und Architektur“ eröffnet eine weitere Grenzthematik anhand der Praktiken adliger Baukultur im Preußenland. Dabei ist vor allem der Beitrag vom Sabine Jagodzinski hervorzuheben, der schematisch drei grenzüberschreitende Modi architektonischer Repräsentation beschreibt. So stelle beispielsweise die städtische Architektur des Landadels ein grenzüberschreitendes Moment zwischen Gutsbesitzern und Patriziat dar, eine „architektonische Symbiose“ (S. 212). Überhaupt sei der Austausch zwischen den einzelnen adligen Architekturmilieus grundsätzlich grenzüberschreitend zu verstehen.

Ein letztes Kapitel unter der Überschrift „Zuschreibungen – Wahrnehmungen“ befasst sich vor allem mit Rezeptionsaspekten. Anschaulich beschreibt z. B. Tomasz Rembalski, wie anhand des deutschen Adelsprädikates „von“ im kaschubischen Raum ein grenzüberschreitendes, adelsbezogenes Politikum entstand, welches sich als solches bis in die Zeit des modernen Polen hineingezogen habe.

Insgesamt bietet der vorliegende Sammelband einen guten Einstieg in die Forschung zum Adel im Grenzraum des Preußenlandes. Die vielseitigen Quellenbeispiele, die durchaus als Vorschlag für weitere Forschung verstanden werden können, vermitteln das breite Spektrum von „Grenzen“ in ihren verschiedenen Bedeutungen. Wer allerdings eine tiefergehende Analyse der präsentierten Fallbeispiele erwartet, dürfte weitestgehend enttäuscht werden.

Bonn

Severin Plate

Gisela Borchers: Vom Domänenamt Schöneck zur Domäne Pogutken 1772 bis 1920.

Ein Abschnitt preußischer Agrargeschichte. (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 57.) Duncker & Humblot. Berlin 2022. 192 S., zahlr. Ill., Tab. ISBN 978-3-428-18615-0. (€ 69,90.)

Über Jahrhunderte bildete die Landwirtschaft die Existenzgrundlage für den Großteil der Bevölkerung Preußens. Für die Provinz Westpreußen zählte die amtliche Statistik Ende des 19. Jh. 134 026 landwirtschaftliche Betriebe unterschiedlichster Größe auf 1,4 Millionen Einwohner. Domänen, worunter mit Gisela Borchers „ein landwirtschaftliches Anwesen“ zu verstehen ist, „dessen Eigentümer der Staat Preußen war“ (S. 25), nahmen in Westpreußen am Vorabend des Ersten Weltkriegs eine Fläche von rund 70 000 Hektar ein, was rund drei Prozent der Provinzfläche entsprach.¹ Domänen wurden nur im Ausnahmefall von staatlich bestellten Administratoren bewirtschaftet, im Regelfall jedoch an Landwirte verpachtet. Die vorliegende Untersuchung stellt am Beispiel des Domänenamtes Schöneck, später Domäne Pogutken, eine Detailstudie zu einer dieser westpreußischen Domänen dar und folgt ihrer Entwicklung im diachronen Verlauf des „langen“ 19. Jh. der preußischen Herrschaft über Westpreußen.

Auf allgemeinere Bemerkungen zur politischen Lage (bei denen der Abschnitt „Literatur und Quellen“ besser in die Einleitung gepasst hätte) und eine instruktive Einführung in die Domänenpolitik folgt der Hauptteil der Untersuchung: Die Vf. verfolgt die Entwicklung von Schöneck/Pogutken entlang der dreizehn Pachtperioden mit ihren zehn Pächtern (darunter die Witwe eines Pächters). In diesen Zeitraum fällt die Transformation von der vormodernen zur kapitalistischen Agrarwirtschaft, womit auch der Wechsel vom „Domänenamt“ zur „Domäne“ beschrieben ist. Am Anfang stand das Domänenamt Schöneck, das von einem Generalpächter bewirtschaftet wurde, der zugleich als Vertreter des Landesherrn Abgaben der Einsassen entrieb und Polizeipflichten wahrnahm, wofür er eine Vergütung erhielt (S. 39 f.). Die Übernahme solcher landesherrlichen Aufgaben entfiel im Laufe des 19. Jh. Das „Domänenamt“ wurde zur „Domäne“. Eine wichtige Wegmarke

¹ Vgl. JOHANNES CONRAD: Agrarstatistische Untersuchungen VII. Der Großgrundbesitz in Westpreußen, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge (1892), 4, S. 481–495; Statistisches Jahrbuch für den Preußischen Staat 10 (1913), S. 91.

stellten die Ablösungsgesetze von 1850 dar, die die Übertragung der Verwaltungsaufgaben auf die kommunale Verwaltung anstießen, womit die Leitung nun ein rein wirtschaftlich agierender Domänenpächter innehatte. Auch in Schöneck/Pogutken begann dieser Prozess 1850, wurde sukzessive fortgeführt und kann mit der Einführung der preußischen Gemeindeverfassung von 1872 als abgeschlossen gelten. Wann genau innerhalb dieses Zeitraums Schöneck/Pogutken vom Domänenamt zur Domäne wurde, lässt sich rückblickend nicht mehr rekonstruieren (S. 46, 90)

Haben zeitgenössische Sachkenner wie Gustav Schmoller, Friedrich Aereboe und Theodor Freiherr von der Goltz die Domänenpächter zur landwirtschaftlichen Elite erklärt,² so ist ein Kernanliegen der Vf., den „Mythos“ (S. 21) von der Avantgarde zu entzaubern. Gerade Schöneck/Pogutken bietet sich dafür an. Schlechte Verkehrslage und schlechte Böden hemmten die Fortentwicklung der Wirtschaft. Hinzu traten Investitionen in die gepachteten Vorwerke, bei denen sich die Pächter nicht selten finanziell verhaben. Die Folge war, dass der Pachtzins regelmäßig noch im laufenden Turnus neu verhandelt wurde und die Pächter um Stundung oder Erlass des Zinses nachsuchten, was häufig von Erfolg gekrönt war. Auch kam es vor, dass staatlicherseits wegen schlechter Amts- und Wirtschaftsführung des Pächters kein neuer Pachtvertrag mehr geschlossen wurde oder dieser sogar aufgekündigt wurde. Am Ende verdankte Schöneck/Pogutken seinen Fortbestand als Domäne gerade seiner wirtschaftlichen Schwäche. Die Umwandlung in ein Rentamt, d. h., die Administration auf einen Rentbeamten ohne eigenen Agrarbetrieb zu übertragen, hätte dem Staat Mehrkosten verursacht, und ein Verkauf lohnte nicht angesichts der schlechten Bodenbeschaffenheit. (S. 68 f., 119 u. ö.) Dass die staatliche Bürokratie einen maßgeblichen Hemmschuh der Domänenwirtschaft dargestellt habe, ist eine weitere These der Vf. (S. 168) Am Ende jeder Pachtlaufzeit wurde der Zustand des Gutes penibel geprüft, weshalb die Pächter verpflichtet waren, detailliert Buch zu führen. Zudem war jede Veränderung an der Substanz des Gutes genehmigungspflichtig, auch bei Verbesserungen durch Meliorationen oder den Um- und Neubau von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Dies alles schuf viel Briefverkehr zwischen Pächter und amtlichen Stellen und verzögerte die Modernisierung der Betriebe.

Insgesamt liegt eine sorgfältig recherchierte, erkenntnisreiche Studie zur westpreußischen Agrargeschichte vor. Zu bedauern sind Redundanzen im Text sowie der Umstand, dass nicht alle in den Fußnoten angeführten Titel sich im Literaturverzeichnis wiederfinden lassen – das Nachblättern von Kurztiteln führt zuweilen ins Leere. Das schmälert nicht das Verdienst, dass für Schöneck/Pogutken jetzt eine wichtige, quellengestützte Detailuntersuchung vorliegt. Ihr sind Vergleichsstudien zu Westpreußen und den Nachbarprovinzen zu wünschen; auch um zu prüfen, ob es sich bei den prosperierenden Domänenpächtern nur im Fall Pogutkens um einen „Mythos“ gehandelt hat.

München

Daniel Benedikt Stienen

² Vgl. HANS-HEINRICH MÜLLER: Domänenpächter im 19. Jahrhundert, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 30 (1989), 1, S. 123–137, hier S. 123.

Breslau. Freizeit und Konsum. Hrsg. von Heinke Kalinke, Tobias Weger und Łukasz Bieniasz. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 81.) De Gruyter. Berlin – Boston 2021. 313 S. ISBN 978-3-11-070298-9. (€ 49,95.)

Die Konsumgeschichte in England und in den USA gehört längst zum etablierten Bestandteil der Geschichts- und Kulturwissenschaften, in Deutschland und in Polen dagegen dient der Konsum meist als eine Ergänzung oder eine Illustration anderer Narrative und wird selten zum selbstständigen historischen Subjekt. Diese Lücke versuchen die Autorinnen und Autoren des vorliegenden Sammelbandes zum Teil zu füllen, indem sie den Konsum am Beispiel der Stadt Breslau vom ausgehenden 18. bis ins 21. Jh. beschreiben. Da

der Band aus einer interdisziplinären Zusammenarbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universität Breslau (Wrocław) und des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg entstanden ist, leistet er einen interdisziplinären Blick aus germanistischer, ethnologischer, kunsthistorischer und historischer Perspektive.

Die Autorinnen und Autoren verstehen den Konsum als Befriedigung eines Bedarfs, und zwar in Form sowohl einer Ware als auch einer Dienstleistung, Infrastruktur oder Information. Somit versammelt der Band Beiträge zu verschiedenen Aspekten der Konsumgeschichte Breslaus. Dabei geht es vor allem um verschiedene Formen der Freizeitgestaltung, weniger bis kaum hingegen um den Konsum bestimmter Produkte. Nur vereinzelt wird in die Schaufenster und Kaufhäuser geschaut. Die Autorinnen und Autoren blenden auch weitere Aspekte der Konsumgeschichte aus, wie etwa Diskurse und Konsumkritik, alternative Konsummodelle, Mangelkonsum in Kriegs- und Krisenzeiten sowie die Reaktionen der Bevölkerung darauf. Ebenfalls unbeachtet bleiben die Themen Werbung und Medien.

Die versammelten Beiträge zeigen in chronologischer Reihenfolge verschiedene Formen der Freizeitgestaltung in Breslau seit Ende des 18. Jh. bis in das 21. Jh. hinein. Den Autorinnen und Autoren gelingt es in anschaulicher und übersichtlicher Manier, die Umstrukturierung der Gesellschaft im 18. und 19. Jh. zu zeigen, insbesondere die wachsende Bedeutung des Bürgertums sowie die damit verbundenen Veränderungen beim Reisen, das nicht mehr nur den Adeligen, sondern immer breiteren Gesellschaftsschichten möglich war. An Beispielen wie der Reiseliteratur, deren Anzahl nicht nur stieg, sondern deren Sprache sich auch zunehmend veränderte, wird das wachsende Interesse am Reisen insbesondere der Mittelschicht geschildert. Ebenfalls deutlich wird dieser Umbruch am Beispiel des Theaters. Die Breslauer Theater versuchten Reformprojekte durchzuführen und so ihr Repertoire nicht nur an das bisherige, gut ausgebildete Publikum zu richten, sondern auch einem breiten Publikum zugänglich zu machen. In überzeugender Weise wird dargelegt, dass sich das Theater seit Ende des 18. Jh. den bürgerlichen Gesellschaftsschichten zu öffnen versuchte und nicht mehr nur Teil der Hochkultur sein wollte. In Hinblick auf die steigende Konkurrenz durch andere Freizeitangebote und durch die zunehmende Abhängigkeit von finanziellem Gewinn erwies sich dieser Prozess alles andere als einfach.

Die Auswahl an alternativen Freizeitangeboten vergrößerte sich im Laufe des 19. Jh. enorm, was sich auch in einem deutlichen Rückgang des Publikumsinteresses an ambitioniertem Schauspiel niederschlug. Als Konkurrenz erwies sich jedoch nicht nur das unterhaltsame Puppentheater, sondern auch das Wetter. In der warmen Jahreszeit gewann in Breslau der Zeitvertreib im Freien immer mehr an Bedeutung. Dieser emanzipatorische Prozess der Abschaffung steifer Verhaltensnormen und somit auch traditioneller Freizeitgestaltung, wie etwa Salons oder reine Männergesellschaften, vollzog sich in der Peripherie des Staates, zu der Breslau zählte, später als im Zentrum in Berlin. Aber spätestens Industrialisierung und Urbanisierung führten zu einer Umdeutung der Freizeitgestaltung auch in Breslau. Die Errichtung einer Berghütte im österreichischen Tirol, deren jährliche Besucherzahl bis zum Zweiten Weltkrieg stetig anstieg, durch die Breslauer Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (DOeAV) zeigt deutlich, wie sich das entsprechende Interesse auf die freie Natur und auf die Berge fokussierte.

Auch die Entwicklung der Freizeitangebote an Flüssen, mit den immer beliebter werdenden Schifffahrten und Badeanstalten, die ähnlich wie die Parkanlagen um weitere kommerzielle Angebote bereichert wurden (wie etwa einfache Gastronomie), zeigt diesen Prozess deutlich. Erst im Zweiten Weltkrieg brach diese Tendenz ab, auch wenn der Nationalsozialismus die Freizeitaktivitäten zum Teil zu „nationalisieren“ versuchte, wie am Beispiel des Lunaparks plausibel gezeigt wird: Er blieb in seiner Struktur zwar erhalten, wurde jedoch in „Schlesiersäle“ umbenannt, um den als amerikanisch empfundenen Lunapark an die NS-Ideologie anzupassen.

Leserinnen und Leser, die einen tiefen und abwechslungsreichen Einblick in die sozialen und gesellschaftlichen Umbrüche der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg erwarten, werden jedoch enttäuscht. Nicht nur quantitativ wird der Zeitraum nach 1945 in den Beiträgen eher vernachlässigt. Auch der Fokus bleibt stark auf die Erwähnung der wichtigsten politischen Prozesse begrenzt, etwa den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg, die Polonisierung der deutschen Stadt, die Verstaatlichung durch das kommunistische Regime sowie auch, nach 1989, die Umstrukturierung zur freien Marktwirtschaft. Die enorme soziale Bedeutung dieser Prozesse für Konsum und Freizeit werden jedoch nicht thematisiert, wodurch der Eindruck entsteht, sie hätten in der Stadt zu keinen nennenswerten Umbrüchen geführt. Zwar mögen die Orte der Freizeit, vom Krieg verschont, die gleichen geblieben sein, aber der komplette Austausch der Bevölkerung und die sich stets verändernde Suche nach der Identität Breslaus seit 1945 bis in die Zeit nach 1989 müssten doch tiefgreifende Spuren hinterlassen haben.

Der Band zeigt somit interessante und neue Einblicke in die Freizeit in der deutschen Stadt Breslau, nicht jedoch im polnischen Wrocław. Nichtsdestotrotz bietet er, auch durch die qualitativ hochwertige Ausgabe mit vielen Abbildungen, eine interessante Einführung in die Konsumgeschichte, die sich auch in topografischer Hinsicht in der Stadt Breslau gut nachvollziehen lässt.

Regensburg

Anna Pelka

Die polnische Frage und der Wiener Kongress 1814–1815. Hrsg. von Bogusław Dybaś. (Internationale Geschichte / International History, Bd. 6.) Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 2021. 226 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-7001-8580-2. (€ 49,–)

When it comes to decisive historical events like the Congress of Vienna, the list of already published works may tempt the false idea that it is perhaps impossible to write something new on such a topic. However, there are, and always will be, new perspectives and questions to ask, even if no crucial sources are left to discover (the non-existence of new relevant sources is, in many cases, also disputable). After all, the historians' craft is more about asking the right questions and interpreting possible results than merely gathering and rewriting or translating sources. The field of asking new questions and bringing original results is an aspect that Dybaś' work excels at the best. As the title suggests, the collective work of ten historians (and one bonus straight from the time of the Congress) is focused on the subject Henry Kissinger famously noted as the neuralgic point of the Congress of Vienna—the Polish Question.

However, despite the natural assumption which comes with this subject, the volume is certainly about more than just politics and diplomacy. Its multi-perspective approach should be specifically praised because the book offers quite a complex view of various sides of the problem. Regarding the actual negotiations in Vienna, there are texts focused on the political actors (Karin Schneider), the analysis of the Final Act of the Congress of Vienna from the perspective of international law and politics (Hans Henning Hahn), or fascinating studies about the role and work of "Committee for Statistics" (Reinhard Stauber), and the political caricature (Werner Telesko). However, interestingly, the rest of the papers also takes the reader outside of Vienna. From the reviewer's perspective, this is inevitable if one wants to understand the complexity of the Polish Question and its impact on the Congress of Vienna and vice versa. Therefore, equally relevant as the upper mentioned are also texts about the situation in Polish territories during the Congress (Jarosław Czubyty) or about the Galician context, which was especially relevant from Habsburg's point of view (Miloš Řezník). Bearing in mind how substantial the settlements from Vienna were on legal and political standpoints, but also a symbolical level not only immediately after but during the first half of the nineteenth century (and maybe even afterwards), the text focused on the Congress from the perspective of the history of the

Polish Question throughout the nineteenth century (Leszek Kuć) is a critical piece of the puzzle to understand the problem in its width and depth.

The last part of the volume consists of a text about Vienna itself during the time before and during the Congress (Ferdinand Op11) and a study about Polish diplomat and writer Duke Edward Lubomirski and his description of Vienna (Jarosław Lawski). Specific focus on Lubomirski is not an accident by any means because the final chapter in the volume is actually the partial translation of his work, *Obraz historyczno-statystyczny Wiednia Oryginalnie 1815 r. wystawiony. Z planem tegoż Miasta* (translated from Polish to German by Joanna Ziemska). The decision to include this translation in the volume deserves praise since it gives a reader exciting insight into the Congress and city from the protagonist's point of view.

One of the most significant contributions of the reviewed title is the topicality of the issues, themes, and problems it introduces into the discourse. The role of elites, the question of nation and nationalism, the analysis of long-term trends or the context of continental geopolitics are more than fundamental issues for Europe today. The volume understandably does not set out to change the present, nor is that the task of any historical literature, but it is essential to see that many of its themes prove the relevance and importance of historical research. In terms of future historical research, the book also proves that even exposed historical events need not yet be, and should not be, closed chapters for historians. On the contrary, it is necessary to return to them constantly. As the title under review demonstrates, this approach, far from yielding only compilations, can also result in a high-quality and valuable scholarly publication.

Bratislava

Oliver Zajac

Witold Molik: Polska emigracja w Niemczech a kraj w drugiej połowie XIX i na początku XX wieku. [Die polnische Emigration nach Deutschland und das Land in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.] Wydawnictwo Nauka i Innowacje. Poznań 2021. 315 S. ISBN 978-83-65988-66-9.

Witold Molik, ein profunder Kenner der polnischen Sozialgeschichte und der deutsch-polnischen Beziehungen, besonders der Bildungsmigration polnischer Studenten, hat eine Monografie vorgelegt, die sich der polnischen Migration nach Deutschland, ungefähr zwischen 1870 und 1918, widmet. Bei einer mittlerweile als sehr gut einzuschätzenden Forschungslage zur Situation der polnischen Migrant:innen in Deutschland interessiert ihn, zum Teil als Fortsetzung seiner eigenen Untersuchungen, vor allem das Verhältnis der Migrant:innen zu ihrem Herkunftsland, zu Polen, bzw. den Provinzen Westpreußen und Posen, das diese freiwillig oder gezwungen verließen, um sich vor allem im Zentrum oder im Westen Preußens niederzulassen.

M. geht dieser Frage mit Blick auf zwei soziale Gruppen nach: zum einen die weitgehend auf die Städte Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg und München konzentrierten Akademiker und Künstler:innen (*inteligencja*), eine Gruppe, die in seinen Augen bisher übersehen wurde; zum anderen die ins Rheinland, das Ruhrgebiet und in den Norden einwandernden, vom Lande stammenden späteren Berg- und Hüttenarbeiter. Ohne dass er den Begriff „Kulturtransfer“ ausdrücklich als theoretischen Rahmen nutzen würde, analysiert M., wie sich unter dem Einfluss dieser Emigration und Reemigration die sozialen Verhältnisse und die materielle Kultur vor allem in den Dörfern der Provinz Posen wandelten (Kap. V–VI). Diesem Teilbereich der Studie voraus gehen jeweils einführende Kapitel zur Migration der beiden Gruppen (Kap. I und II), eine Untersuchung zum Verhältnis der Akademiker und Studenten zu den Arbeitsmigrant:innen (Kap. III) sowie eine Analyse der langfristigen Folgen der finanziellen Unterstützung, die die Migranten durch den Transfer ihrer Ersparnisse leisteten (Kap. IV). In einem resümierenden siebten Kapitel wägt M. abschließend die Folgen der Migration ab, wobei die quantitative Bevölkerungsbilanz, die materiellen Güter sowie die Gewinne und Verluste für die Nation (*wynarodowienie* (Dena-

tionalisierung), S. 271) als Bewertungskriterien dienen. Eine sechsstufige Zusammenfassung stellt die Ergebnisse ergänzend in deutscher Sprache dar.

Die Untersuchung stützt sich auf biografische Fachlexika, Memoiren, Presseartikel und Archivmaterial, das die einzelnen Organisationen und Verbände hinterlassen haben. Die Memoiren kommen stärker in Kap. V und VI zum Tragen. M.s Perspektive bleibt im ersten Teil auf die Gruppen gerichtet, manche Abschnitte (Teile von Kap. II) lesen sich wie durch Tabellen gestützte kollektive Biografien.

Wie war nun, so lautet die Kernfrage der Untersuchung, das Verhältnis der Emigrantengruppen zueinander sowie zu ihrem Herkunftsland? M. zeigt zunächst, dass die Polen, die akademisch gebildet waren – Ingenieure und Architekten, im Rahmen des Kulturkampfes zwangsversetzte Gymnasiallehrer sowie einige Gelehrte und ein Dutzend Ärzte –, in der Regel wenig mit den in Industrie- und Arbeitervereinen organisierten Gruppen der Arbeitsmigranten zu tun hatten und deswegen bereits von den Zeitgenossen kritisiert wurden. Eine Ausnahme stellten die Journalisten dar, die auch aus beruflichem Interesse Kontakt zur polnischen Community hielten, sowie ein Teil der Studenten, die sich der Bildungsarbeit unter den Saisonarbeiter:innen widmeten. Die Bergarbeiter des Ruhrgebiets, die zu Beginn des 20. Jh. in mehr als 100 Vereinen und Verbänden organisiert waren, hielten ihre Verbindung zur Heimat vor allem über die polnischen Seelsorger, die seit den 1890er Jahren allerdings durch deutsche Priester, die Polnisch lernen mussten, ersetzt wurden: 1913 befanden sich unter den 75 Priestern, die in der polnischen und polnischsprachigen Seelsorge tätig waren, nur noch drei Polen (S. 150). Bis dahin hatten die Ruhrpolen genügend Selbstbewusstsein entwickelt, um sich gegenüber den deutschen Kumpeln oder einer zu starken Bevormundung durch die Kirche abzugrenzen.

Das Geld, das die Migranten in ihre Heimatdörfer transferierten, half zum einen dabei, die größten Nöte zu beheben, Hunger zu lindern und Schulden zu begleichen. Zum anderen vereitelte es das politische Ziel der 1886 für die Provinzen Posen und Westpreußen gegründeten Ansiedlungskommission, Land im Besitz von Deutschen zu halten oder zu vermehren, da die Rückkehrer das verdiente Geld häufig in den Landkauf investierten. Zudem trugen sie zum Aufbau eines polnischen Bank- und Kreditwesens bei. Die Konfrontation der Migranten mit einer städtischen Kultur im Ruhrgebiet und ihre Bewährung in den Arbeitskämpfen der 1890er Jahre wirkten auf die schwer zu schätzende Zahl der Rückkehrer und ihre Herkunftsgebiete, denn verglichen mit den Daheimgebliebenen hatten jene ein stärkeres Selbst- und Klassenbewusstsein entwickelt. Diese neue Haltung, etwa die Weigerung, Autoritätspersonen wie Pfarrern und Gutsbesitzern die Hand zu küssen, wurde, so M., zu einem mächtigen Faktor sozialer Emanzipation (S. 273). Damit schwächt M. die Thesen des polnischen Soziologen Józef Chałasiński, der in den 1970er Jahren von einer Überwindung des gutsherrlichen Systems gesprochen hatte,¹ leicht ab. Noch stärker widerspricht er ihm für den Bereich der materiellen Kultur: Hier hätten die Reemigrant:innen nicht die städtische Kultur der Emigrationsregion übernommen, sondern eigene, von ihrer Ausgangskultur, aber auch von der Kultur des Aufnahmeregions verschiedene Formen der Kleidung entwickelt. Den genauen Einfluss der Rückkehrer:innen auf die Veränderung der Verhältnisse quantitativ einzuschätzen, fällt, wie M. zugibt, schwer, denn auch die Ausgangsregion und -gesellschaft blieben nicht unberührt von Veränderungen durch andere Faktoren, etwa die preußische Gesetzgebung.

Wer eine Fall- oder Mikrostudie unter Einschluss der Genderperspektive, eine Auseinandersetzung mit Migrationstheorien oder innovative Methoden erwartet, wird enttäuscht sein. Wer den kollektiv-biografischen und sozialhistorischen Zugang mit gelegentlichen

¹ JÓZEF CHAŁASIŃSKI: *Chłopskie tradycje, kółka rolnicze i emigracja a przemiany wsi wielkopolskiej w XIX wieku* [Bäuerliche Traditionen, Agrarzirkel und Emigration sowie der Wandel großpolnischer Dörfer im 19. Jahrhundert], in: *Kultura i społeczeństwo* 15 (1971), 2, S. 37–65.

Seitenblicken auf die weibliche Migration schätzt, wird einen konzisen Überblick über die gewählten Untersuchungsfelder erhalten.

Göttingen

Maria Rhode

Transregional Connections in the History of East-Central Europe. Hrsg. von Katja Castryck-Naumann. (Dialectics of the Global, Bd. 9.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin 2021. VIII, 341 S., Ill. ISBN 978-3-11-068043-0. (€ 69,95.)

The book under review here is part of the series *Dialectics of the Global*, ed. by Matthias Middell and based at the Leipzig Research Centre Global Dynamics. As stated by Middell, the series concentrates on three types of dialectics: multiplicity and co-presence, integration and fragmentation, and universalism and particularism. Through these foci, it brings out the many facets of globalization as a complex, multisided process. The reviewed book contributes to this discussion on globalization in that it aims to put the region of East Central Europe in the global context through showcasing examples of connections between it and other world regions from the end of the nineteenth century until the 1980s. The volume is a result of cooperation and discussions between the authors, initiated at the conference “Eastern Europe—Global Area: Eastern Europe in Global Relations,” which took place in July 2018 in Leipzig, and was organized jointly by the Leibniz ScienceCampus “Eastern Europe—Global Area” and the Leibniz Institute for the History and Culture of Eastern Europe (GWZO).

The book aims to decentralize the dominant Eurocentric and nation-centric perspectives on global history and the history of East Central Europe. Furthermore, one of its important arguments is that transregional connections, which stand at the center of the book, were the factor that contributed to the creation of East Central Europe as a distinct region. The book opens with an introduction by the ed., Katja Castryck-Naumann. In it, she not only introduces the themes of the book, its construction and the contributions, but also provides an extensive discussion on such questions as transnational and transregional history, global history and global contexts, East Central Europe as a region and a construction. In this way, Castryck-Naumann provides a solid theoretical basis for the rest of the book and valuable insights into the topics she discusses.

The introduction is followed by nine chapters grouped into three parts, each of them composed of three chapters. The chapters deal with various examples of transregional connections between East Central Europe and the rest of the globe. Part I: “Positioning in Global Entanglements” focuses on the roles which East Central European and Eastern European actors played in global processes, such as dealing with global wheat crises between 1870 and 1939, mobility of individuals from villages in Upper Silesia, and artistic and cultural exchange and networks in socialist Hungary. Part II: “Partaking in International Politics” describes the ways in which actors from the region participated in and contributed to the establishment of international laws and norms. Here, the cases studied are those of the international control of narcotics and the changing German policies in this regard, the Eastern Europeans’ contributions to the shaping of international law in the interwar period, and the Eastern European Jews’ crucial participation in the drafting of the important international treaties. Finally, part III: “Inter-Regional Connections” deals with interregional connections and cooperation through the examination of Central and Eastern European trade with the Spanish Empire and its colonies in the eighteenth century, East Central European migrants in South America, and the 1970s cooperation between the GDR and Angola. These are examples not only of international trade, but also international networks developing between the socialist bloc and the developing world during the Cold War.

As is visible from this summary, the range of cases presented in the book is quite varied, drawing on the different fields of East Central Europeans’ social and political activities. They succeed in proving the case that the studied region forged transregional connec-

tions with other parts of the world. Contrary to the established views, it did not—at least not in all cases or at all times—occupy a marginal position in global processes, but actively navigated its way among them. Often, the actors from the region became a part of these global processes—whether by making use of them for the individuals' own interests (as did the migrants from Upper Silesia in the chapter by Andrzej Michalczyk, and the merchants and artists depicted by Klemens Kaps and Beáta Hock), by counteracting the negative consequences (e.g. the wheat crises studied by Uwe Müller and the drug trafficking analyzed by Ned Richardson-Little), or by actively influencing the said processes (e.g. as did the lawmakers studied by Dietmar Müller and Gilad Ben-Nun). It can be said, then, that the book succeeds in achieving what its authors and ed. set out to achieve, and the overall theoretical framework manages to bring together the very varied cases which the authors present.

At the same time, as is natural in the case of such a diversified anthology, the reader is bound to find some chapters less compelling than others, according to their own personal interests and preferences. Some chapters are too long (e.g. Müller's contribution), and hence at times lose focus. There are also some unclear graphics in the book, for example the graphs on pages 233 and 237, which are difficult to read, and the map on p. 225, in which it is unclear what timeframe is supposedly represented (the accompanying text suggests "second half of the eighteenth century" (p. 224), while the lack of the Polish-Lithuanian Commonwealth on the map suggests more precisely the very last years of the eighteenth century).

Moreover, while the range of topics is, as mentioned, diverse, the authors are less so: out of the ten authors, all are affiliated with the German-speaking countries (eight are based in Germany and two in Austria), and as many as six are based in Leipzig, the site of the conference from which the idea for the book originated. While, for example because of geographical proximity, this certainly facilitated the discussions on the content and theoretical approaches in the book, the question of whether the book would perhaps have benefited from including voices from other centers, including from the East-Central European region itself, remains.

Overall, however, *Transregional Connections in the History of East-Central Europe* is an interesting contribution both to the series *Dialectics of the Global*, and to the research on East Central Europe and global history in general.

Gdańsk

Marta Grzechnik

Joachim Kuropka. Streitbarer Historiker und engagierter Geschichtsvermittler. Fest- und Gedenkschrift zum 80. Geburtstag. Hrsg. von Maria Anna Zumholz und Michael Hirschfeld. (Schriften des Instituts für Regionalgeschichte und Katholizismusforschung, Bd. 1.) Aschendorff. Münster 2021. 310 S., Ill. ISBN 978-3-402-24794-5. (€ 28,—)

Der vorliegende Band ist dem Historiker Joachim Kuropka (1941–2021) *post mortem* zum 80. Geburtstag gewidmet. Damit möchten die Hrsg. Kuropkas umfangreiches Wirken in Wissenschaft und Hochschulpolitik in den Mittelpunkt stellen und so „eine erste Bilanz des Lebens und Wirkens“ des Verstorbenen bieten (S. 10).

Den Lebensweg Kuropkas, der von Schlesien über Oberfranken und Münster nach Vechta führte, stellt sein Schüler Michael Hirschfeld im ersten Beitrag ausführlich vor. Als Professor für Neueste Geschichte in Vechta wirkte Kuropka vor allem in der Widerstands- und Katholizismusforschung. Aufmerksamkeit in der Fachwelt erzielte er insbesondere 1986 mit der Ausstellung zum sog. Kreuzkampf im Oldenburger Münsterland des Jahres 1936, bei dem es um den Erhalt bzw. die Entfernung der Schulkreuze ging. Mit einer zweiten Ausstellung zum Münsteraner Bischof Clemens August von Galen im Jahr 1992, die neue Erkenntnisse zu dessen Wirken in der Zeit des Nationalsozialismus lieferte und ihn als frühen Gegner des Regimes darstellte, geriet Kuropka dann in die Kontrover-

sen der damaligen Katholizismusforschung. Ihm kam so nach Einschätzung seines Biografen eine doppelte Sonderstellung in der *scientific community* zu: In der Zunft der Historiker galt er als „akademischer Außenseiter“ (S. 26), der sich dem damaligen „linksliberalen ‚mainstream‘“ (ebenda) widersetzte, in der Katholizismusforschung kam ihm die Rolle des „enfant terrible“ (S. 50) zu, der sich mit den Granden der katholischen Kommission für Zeitgeschichte anlegte. Dabei habe er zwar immer wissenschaftlich fundiert und meist freundlich im Ton, aber scharf in der Sache geurteilt. Dies schloss teils polemisch-bissige Kritik nicht aus (S. 48, 53, 87). In anderer Hinsicht zeichnete sich Kuropka dagegen als Teamarbeiter aus: Mit den von ihm initiierten, aus Wissenschaftlern, Studierenden, Lehrern und Zeitzeugen multiprofessional zusammengesetzten Forschungsteams betrat er methodisches Neuland. Hierbei widmete er sich insbesondere der Regionalgeschichte des Oldenburger Münsterlandes, warf aber auch Seitenblicke auf Ostmitteleuropa, etwa auf Schlesien, Polen und Lettland.

Kuropkas umfangreiches wissenschaftliches Œuvre ist in den von seiner Schülerin Maria Anna Zumholz bearbeiteten Beiträgen 2 bis 4 des Bandes dokumentiert. Die ausführliche Auflistung seiner Publikationen, von ihm initiierten Tagungen und Ausstellungen sowie öffentlicher Vorträge gibt einen breiten Überblick über sein vielfältiges Wirken in fünf Jahrzehnten, das nicht zuletzt 2008 in der Gründung der Arbeitsstelle Katholizismus- und Widerstandsforschung mündete.

Das hochschulpolitische Wirken des engagierten Historikers betrachtet dessen langjähriger Vechtaer Kollege, Wegbegleiter und Mitstreiter Wilfried Kürschner im letzten Beitrag des Bandes. Durchaus spannend zu lesen bietet sich hier am Beispiel Vechtas ein Blick auf ein konfliktreiches Kapitel der Hochschulpolitik im späten 20. und frühen 21. Jh. Dabei wird deutlich, wie engagiert sich Kuropka und seine Mitstreiter gegen inner- und außeruniversitäre Widerstände zunächst für den Erhalt des Hochschulstandortes Vechta und später für die Eigenständigkeit der Hochschule und damit die Trennung von der Universität Osnabrück einsetzten. Aufgrund der subjektiven Färbung des Textes durch den Vf., der sich vornehmlich auf die eigene Erinnerung sowie zahlreiche Zeitungsartikel und Leserbriefe stützt, ist eine objektive Einordnung der Vorgänge und Konfliktlinien für den Leser allerdings stellenweise nicht ganz einfach. Mehrere zeitliche Sprünge, Vorausgriffe und Rückblenden erschweren zudem den Lesefluss. Als zeithistorisches „Ego-Dokument“ eines beteiligten Akteurs erhält der Beitrag gleichwohl einen nicht zu unterschätzenden historischen Wert.

Als streitbarer Gelehrter hat Joachim Kuropka vielfältige Impulse für die Katholizismusforschung und die Regionalgeschichte gesetzt und ist mit den angestoßenen Forschungsk Kooperationen neue methodische Wege gegangen, als engagierter Geschichtsvermittler hat er in die breite Öffentlichkeit gewirkt. Der vorliegende, reich bebilderte Band ehrt den Verstorbenen in gebührender Weise und gibt einen tiefen Einblick in ein umfangreiches Forscherleben.

Osnabrück

Martin Belz

Thomas Lorman: The Making of the Slovak People's Party. Religion, Nationalism and the Culture War in Early 20th-Century Europe. Bloomsbury Academic. London u. a. 2019. 307 S., Ill. ISBN 978-1-3501-0937-7. (£ 31,99.)

Bei der wissenschaftlichen Betrachtung Ostmitteleuropas in der ersten Hälfte des 20. Jh. findet die Slowakei oft nur periphere Beachtung. Dies liegt nicht nur an der Größe und Randständigkeit des Landes, sondern auch an den vielfältigen Sprachen der Archivdokumente. Diese sind in der Staatsverwaltung vor 1918 überwiegend auf Ungarisch (in der ersten Hälfte des 19. Jh. sogar auf Latein), teilweise auf Deutsch und später auf Tschechisch und Slowakisch verfasst. Thomas Lorman stellt sich in seinem Buch der Herausforderung, die Entwicklung der wichtigsten Partei der Slowakei, der Slowakischen Volkspartei (Slovenská ľudová strana, SES), von ihrer Gründung 1905 bis zur Entstehung der

(formal) Unabhängigen Slowakei von Hitlers Gnaden im Jahr 1939 nachzuvollziehen. Seine Fragestellung bezieht sich darauf, wie sich die konservative Partei zur Wahrung der Interessen der katholischen Landbevölkerung in Oberungarn zu einer (proto)faschistischen Bewegung wandeln konnte, die aktiv mit NS-Deutschland kooperierte.

Die ersten vier Kapitel beschäftigen sich hauptsächlich mit der Entstehung der Partei im Umfeld der „Magyarisierung“, welche langfristig die Bevölkerung Oberungarns (der späteren Slowakei) nicht nur zu treuen ungarischen Staatsbürgern machen, sondern auch der ungarischen Kultur zu Dominanz in der Region verhelfen wollte. L. räumt dabei mit einigen gängigen Stereotypen auf: Es war keineswegs ein „Nationalitätenkampf“ zwischen slowakischem „Volk“ und fremden ungarischen „Eliten“ – vielmehr war die staatspatriotische „Hungarus-Idee“ für diejenigen ansprechend, die sich gesellschaftlichen Aufstieg erhofften. Dagegen stießen von der slowakischen Nationalbewegung propagierte Konzepte von Zugehörigkeit in der Bevölkerung oft auf Unverständnis. Die SLS bewegte sich schließlich in einem komplexen Umfeld, in dem sich aufgrund fehlender Bildungsmöglichkeiten, der unzugänglichen Infrastruktur und der prekären sozialen Verhältnisse nur schwer ein politisches Bewusstsein formen ließ. Anhand von Beständen der ungarischen und slowakischen Nationalarchive sowie einiger Regionalarchive schildert der Vf. detailliert, wie die Partei und ihre Akteure wechselnde politische Bündnisse mit ungarischen Parteien eingingen. Als weitere wichtige Quellengrundlage dienen hierfür umfangreich ausgewertete Pressebestände.

Die Führungsspitze der SLS, die überwiegend aus römisch-katholischen Priestern bestand, musste oft einen schwierigen Spagat zwischen der katholischen Landbevölkerung, den (überwiegend ungarischen) Bischöfen und den evangelischen Aktivisten der slowakischen Nationalbewegung leisten, der die Partei nicht selten überforderte. Eine der wenigen politischen Konstanten war der Hass auf die jüdische Bevölkerung, die häufig eine Nischenfunktion als Schankwirte und Kleinhändler einnahm und von der SLS u. a. für den grassierenden Alkoholismus und die ökonomische Rückständigkeit der Slowakei verantwortlich gemacht wurde. Der politische Umbruch des Jahres 1918 und das Ende der ungarischen Herrschaft vereinfachten die Situation dabei kaum. Die Entstehung der Tschechoslowakei bedeutete, dass nun häufig tschechische Beamte den Platz der Ungarn einnahmen und erneut den national orientierten Slowaken die Aufstiegschancen verbauten. Ab 1929 verschärfte die Weltwirtschaftskrise die Situation zusätzlich, da sie die erhoffte industrielle Erschließung der Slowakei verhinderte, für eine starke Abwanderung in die Städte oder das Ausland und den Verfall der Agrarpreise sorgte. In den 1930er Jahren kam es schließlich zu einer Erstarkung junger Kräfte der SLS, die sich stärker am nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien orientierten. Der Tod des langjährigen Parteichefs Andrej Hlinka 1938, der die Radikalen zumindest eingehegt hatte, führte schließlich zur Machtübernahme dieser neuen Generation. Die in Kap. 5 und 6 beschriebene Radikalisierung der Partei zeigt, wie ihre Misserfolge bei Wahlen in der Tschechoslowakei (die erhoffte Massenmobilisierung der gesamten katholischen Bevölkerung der Slowakei gelang nicht) den Hass auf die Demokratie vertiefte. Die Judenfeindschaft entwickelte sich zu einem biologistischen Antisemitismus, der „die Juden“ zudem als „Träger“ des „Judeo-Bolschewismus“ identifizierte und damit zu einer existenziellen Bedrohung für „das slowakische Volk“ hochstilisierte.

L.s. Analyse ist insgesamt hervorragend strukturiert, allerdings ergibt sich ein kleineres Manko durch das Ungleichgewicht der Arbeit: Die Kap. 1–4 sind wesentlich stärker und tiefgreifender mit sozio-ökonomischen Aspekten (besonders interessant ist etwa der Exkurs über den Einfluss des Alkohols auf den Diskurs über die „Zivilisierung“ der Bevölkerung) angereichert und durch Archivquellen belegt. Dagegen sind die (ebenfalls hochinteressanten) Kap. 5–6 deutlich kompakter und fokussieren sich stärker auf einzelne Personen wie Vojtech Tuka, Karol Sidor und schließlich Josef Tiso, deren Biografien wissenschaftlich bereits gut erschlossen sind. L. präsentiert hier also eher eine Synthese der bestehenden Forschung, die er damit auch einem größeren Publikum zugänglich macht.

Insgesamt bietet das Werk einen hervorragenden Überblick nicht nur über die Parteigeschichte der SES, sondern auch über Oberungarn bzw. die Slowakei in der ersten Hälfte des 20. Jh. Es stellt damit auch eine wichtige Ergänzung der internationalen Forschung über die Entstehung des Faschismus und den Zusammenbruch der Demokratie in Ostmitteleuropa in der Zwischenkriegszeit dar.

Dresden

Matthäus Wehowski

Matthäus Wehowski: Deutsche Katholiken zwischen Kreuz und Fahne. Konfessionelle Mobilisierung und nationale Aushandlungsprozesse in Slawonien und Ost-Oberschlesien (1922–1926). (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 50.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2020. VIII, 201 S. ISBN 978-3-87969-457-0. (€ 39,—)

Die Geschichtsschreibung betrachtet das 20. Jh. in der Regel aus dem Blickwinkel der beiden Totalitarismen sowie der Prozesse, die für deren Entstehung verantwortlich waren – einschließlich des *nation building*. Weitaus seltener wird der Versuch unternommen, die Folgen der neuen Bedingungen für ältere Strukturen und Institutionen – und deren Versuche, sich daran anzupassen – darzustellen. Diese Aufgabe stellt sich nun Matthäus Wehowski in seiner Tübinger Dissertation in Bezug auf die katholische Kirche in der Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, als das Bewusstsein für die Krise der europäischen Kultur weit verbreitet war. Indem er die Reaktion katholischer Kreise anhand eines Vergleichs zweier Grenzregionen – des polnischen Oberschlesiens und Slawoniens – und der dortigen deutschen Minderheiten untersuchen möchte, legt er die Messlatte recht hoch.

W. schreibt der Kirche eine letztlich passive Rolle zu, obwohl daran erinnert werden muss, dass im 19. Jh. in Mittel- und Osteuropa religiöse Fragen zur Abgrenzung in der Gesellschaft dienten und katholische Priester häufig an der Nationsbildung beteiligt waren. Er favorisiert – Olaf Blaschke folgend – die These von einer zweiten Konfessionalisierung in der europäischen Geschichte ab der zweiten Hälfte des 19. Jh., d. h. von einer erfolgreichen Antwort der katholischen Kirche auf Modernisierungsbedrohungen. Damit ging eine Aufwertung der religiösen Zugehörigkeit einher, die in Staat und Gesellschaft weiterhin eine wichtige Rolle spielte.

Die Triade „Modernisierung – Kirche – Minderheiten“ ist das primäre Analysefeld des Vf. Dabei versteht er das erste Phänomen überwiegend als ein kommunikatives Instrumentarium, das von den Katholiken genutzt worden sei. Auch nationale Minderheiten hätten versucht, in der Kirche ihren Platz zu finden. Mit anderen Worten: Die Studie behandelt den Versuch zweier Subjekte, mit Hilfe der Mobilisierung durch religiöse Zeichen und Praktiken an der neuen Öffentlichkeit moderner Gesellschaften zu partizipieren, und zwar jeweils als Massenorganisation. Die wichtigste Quellenbasis der Publikation bildet daher die katholische Presse; der Autor hat eine Reihe von deutschen, polnischen und kroatischen Titeln untersucht.

Gleichzeitig versucht W., die vom Nationalstaat auferlegten methodischen Grenzen zu überschreiten. Daher untersucht er nicht das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie, sondern vergleicht den Versuch, religiöse Praktiken zu erneuern, in zwei ähnlich strukturierten europäischen Peripherien auf drei Ebenen: lokal, regional und international. Der Schwerpunkt liegt auf Festen und Feiern und den sich damit bietenden Möglichkeiten, den öffentlichen Raum zu dominieren und dies zugleich durch die Presse zu verstärken.

Der Vf. tut dies in sechs inhaltlichen Abschnitten. Im Anschluss an die Einleitung bildet eine Beschreibung der Geschichte und der sozialen Strukturen Slawoniens und Oberschlesiens bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jh. die Grundlage für den Hauptteil der Studie. Drei Kapitel, in denen die erwähnten Ebenen beschrieben werden, bilden deren Kern. Im Falle Slawoniens und der lokalen Ebene betrifft die Analyse die Erneuerung und das Funktionieren einer heterogenen Gesellschaft in neuen staatlichen Strukturen nach dem Zerfall Ungarns, die mit einem Anwachsen des kroatisch-serbischen Konflikts einherging. Die Abgrenzung der noch agrarisch geprägten Gemeinschaft erfolgte z. B. anlässlich von

Sammlungen für neue Kirchenglocken. Im Falle Oberschlesiens wird diese Ebene anhand der Neugestaltung verschiedener Kulte, z. B. des Marienkults in Piekary Śląskie (Deutsch Piekar), dargestellt, die zugleich auch eine Polonisierung bedeutete.

Ähnlich verliefen auf der regionalen (Woiwodschafts-)Ebene die Konflikte um den öffentlichen städtischen Raum. Für Slawonien nimmt W. dafür die Eucharistischen Kongresse in Zagreb und Osijek näher in den Blick, die eine Gelegenheit boten, die Präsenz und Bedeutung der Katholiken zu demonstrieren, wobei der Einsatz moderner Medien und der Kontakt zur Jugend im Vordergrund standen. Über deren Einbindung wollte die Kirche ihre Fähigkeit unter Beweis stellen, das Nachkriegschaos zu überwinden.

Die im polnischen Oberschlesien organisierten Katholikentage, die sich wiederum an deutschen Vorbildern orientierten, trugen einen ähnlichen Charakter, wobei der Vf. es versäumt, weitere Beispiele aus Schlesien zu erwähnen. Die Kapitelüberschrift „Wiederherstellung des katholischen Milieus oder Segregation?“ bringt das wichtigste Problem dieser Veranstaltung auf den Punkt: Sollte sie die Universalität bzw. Katholizität der Kirche demonstrieren oder neue Trennlinien ziehen? Die Deutschen nahmen an den ersten Katholikentagen entweder nicht teil oder begegneten ihnen mit Misstrauen. Wie in Slawonien konnten sie ihre eigene Identität nur dann zeigen, wenn sie unter sich blieben. Dadurch wurden die nationalen Konflikte nicht gelöst. Auch für Oberschlesien lässt sich in eindrucksvoller Weise nachvollziehen, wie verbreitet die Segregation war und wie sehr hier eine Sprache des Kampfes vorherrschte.

Der letzte Teil der Studie führt uns nach Rom. Beide Diözesen organisierten 1925 Pilgerfahrten, die eine religiöse und eine touristische Dimension hatten und anhand derer sich der jeweilige Charakter der polnischen bzw. kroatischen katholischen Kirche im 20. Jh. und entsprechende historische Narrative aufzeigen lassen. Die Relevanz der deutschen Minderheit, wenn auch nur im Hintergrund, mündete im Falle Schlesiens im Herbst desselben Jahres in einer eigenständigen Wallfahrt dieser nationalen Gruppe.

Im Fazit weist der Autor darauf hin, dass trotz der durchaus gelungenen öffentlichen Darstellung der katholischen Kirche als ordnende Kraft in der Nachkriegswelt das grundlegende Konfliktpotenzial – die Anwesenheit unterschiedlicher nationaler Gruppen – ungelöst blieb. Die Konfessionalisierung verlief stets innerhalb dieser sozialen Einheiten.

Die Veröffentlichung ist als ein erfolgreicher und gut durchdachter Einstieg des Vf. in die wissenschaftliche Welt zu werten; die Komplexität der Verhältnisse auf dem Balkan stellt er in bemerkenswert klarer Weise dar.

Jedoch kamen mir vor der Lektüre in dreierlei Hinsicht Zweifel. Erstens stellt sich das grundlegende methodische Problem, inwieweit die im Buchtitel gezogene Parallele legitim ist. Inwieweit vergleicht der Vf., auf gut Deutsch, Äpfel mit Birnen? Lassen sich agrarische Gemeinschaften wie diejenige Slawoniens, die gerade erst in die Moderne eingetreten waren, angemessen mit Gruppen vergleichen, die sich seit einem Jahrhundert mit dieser Problematik konfrontiert sahen? Kann man eine deutsche Bevölkerung, die praktisch immer schon eine Minderheit gewesen war, mit einer Gruppe vergleichen, die gerade erst ihren Status als Staatsvolk verloren hatte? Dem Vf. ist es gelungen, dieses Problem zu lösen. Sein Vergleich der Geschichte von Minderheiten auf europäischer Ebene zeigt, dass – trotz aller Vielfalt – bestimmte Phänomene und Dilemmata allen betroffenen Gruppen gemeinsam sind.

Weniger gut gelöst, wahrscheinlich unter Zeitdruck, hat W. zweitens ein methodisches Problem, das mit einer so umfangreichen und vielfältigen Untersuchung verbunden ist. Aus obereschlesischer Perspektive ist die Auswahl der Literatur und Quellen nicht immer die glücklichste. Dazu nur einige Beispiele. Die Verdienste der Studien von Manfred Alexander und Tomasz Kamusella liegen nicht gerade in der Erforschung Oberschlesiens im 19. Jh. Guido Hitze wiederum hat sich auf die Geschichte der deutschen Provinz Oberschlesien und nicht etwa der polnischen Woiwodschaft Schlesien spezialisiert. Die Zeitung *Katolik* befasste sich mit Themen aus dem polnischen Oberschlesien, wurde aber in Beuthen, also in Deutschland, veröffentlicht und nicht etwa im polnischen Królewska Huta

(Königshütte), wie der Vf. schreibt. Warum wurde z. B. Wojciech Korfantys *Polonia*, die wichtigste Zeitschrift des polnischen politischen Katholizismus in der Zwischenkriegszeit, nicht einbezogen? All diese Entscheidungen haben Auswirkungen auf Details der Veröffentlichung, auch wenn sie natürlich nicht die wesentlichen Thesen und das Gesamtbild beeinträchtigen.

Drittens taucht bei der Lektüre bereits früh die Frage auf, inwieweit der Begriff der zweiten Konfessionalisierung für diesen Zeitraum in der Geschichte der katholischen Kirche legitim ist. Ich weiß, dass er in den Ohren von Kirchenhistorikern gut klingt, aber für mich erscheint er weder für die zweite Hälfte des 19. noch für das 20. Jh. gerechtfertigt. Kurz gesagt: Anpassungen an die Moderne (z. B. im Bereich der Medien) haben den Rückzug der katholischen Kirche aus dem gesellschaftlichen Leben bestenfalls verlangsamt, aber keinesfalls verhindert. Die Gesellschaft wurde im 20. Jh. zunehmend von der säkularisierenden Populärkultur beeinflusst.

Am Ende der Studie formuliert der Vf. zwei Forderungen an die Forschung. Für Slawonien hält er eine weitere Untersuchung des ungarischen Erbes und für Oberschlesien die Erforschung des Stellenwerts des kirchlichen Antisemitismus für erforderlich. Aus meiner Sicht zeigt sich nach der Lektüre vor allem die Notwendigkeit einer europäischen Perspektive auf die Geschichte der katholischen Kirche im 20. Jh., die versucht, die nationalen Barrieren zu überwinden.

Opole

Bernard Linek

Widerstand gegen den Nationalsozialismus im Nordosten. Persönlichkeiten, Konzepte, Schicksale. Hrsg. von Ernst Gierlich und Hans-Günther Parplies. (Widerstand im Widerstreit, Bd. 2.) be.bra wissenschaft verlag. Berlin 2022. 242 S., Ill. ISBN 978-3-9541028-8-4. (€ 34,-.)

Der hier rezensierte Band versammelt die Vorträge einer gleichnamigen Tagung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen am 10. und 11. November 2019 in Göttingen. Sie sollte den Anteil Ost- und Westpreußens sowie Pommerns am Widerstand gegen den Nationalsozialismus herausstellen, konzentrierte sich aber auf den 20. Juli 1944 und einzelne Angehörige konservativer „Parallelgesellschaften“ (S. 7). Arbeiterschaft und liberales Bürgertum wurden nicht thematisiert.

Der Band umfasst fünf thematische Abteilungen. „I. Rechtliche und moralische Grundlagen“ enthält einzig den Artikel Gilbert H. Gornigs „Zur Rechtfertigung des Tyrannenmordes“, in dem der emeritierte Völkerrechtsprofessor die Thematik von der Antike an beschreibt. Die Verbindung zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus bleibt dabei oft vage. Abteilung „II. Theologische Perspektiven“ beginnt mit dem Aufsatz Ulrich Hutter-Wolandts „Zwischen Deutschen Christen und Bekenntner Kirche – der Kirchenkampf in der pommerschen Evangelischen Kirche und in der Greifswalder Evangelisch-Theologischen Fakultät“. Wahrscheinlich aufgrund des Todes des Autors – der Artikel wurde von Frank-Lothar Kroll abgeschlossen – lässt die sehr detaillierte ereignisgeschichtliche Darstellung die Analyse und ein Fazit vermissen. Ein zweiseitiger Abriss der Geschichte der pommerschen Juden wirkt etwas deplatziert, die ausführlichen biographischen Notizen in den Fußnoten sind von stark unterschiedlichem Informationswert.

Rainer Bendel gibt mit „Bischof Maximilian Kaller – Seelsorger und geistlicher ‚Führer‘ in eine Gegenwelt zum Nationalsozialismus“ einen knappen, aber tiefen und ausgewogenen Einblick in das Denken und Wirken des ermländischen Oberhirten, unterstützt von einem zwanzigseitigen Dokumentenanhang. Diese lesenswerte Studie steht neben Wladimir Gilmanovs Beitrag „Das letzte Wort von Peter Yorck von Wartenburg – Zur Theologie des Widerstands“, der nicht als wissenschaftlich zu bezeichnen ist. Er mäandert durch literarische und theologische Zitate und Anekdoten. Der Autor bedauert, dass die Geschichtswissenschaft „die magisch-okkulte Beeinflussung des historischen Weltgeschehens“ (S. 125) kategorisch ausschließt, und spricht in einer unklar formulierten Passage

von einer verfälschten Version der Protokolle der Weißen von Zion, deren ursprüngliche Fassung keine rassistische Hetze enthalte (S. 127). Für G. bildet Kants Freiheitsideal das „ostpreußische Integral“ (S. 129), den Mittelpunkt des heterogenen Widerstandes. Den Narrativ einer völligen Wandlung von York und anderen Widerstandskämpfern zum Gläubigen wertet er als „Beweis für Gottes Allgegenwärtigkeit sogar inmitten der politischen Hölle“ (S. 131).

In Abteilung „III. Widerstand im Militär“ beschreibt Horst Mühleisen „Generalmajor Hellmuth Stieff – Zauderer und Patriot“ sehr differenziert, einer dezidierten Würdigung des Porträtierten enthält sich der Autor aber, ebenso wie in einem sechsseitigen Annex zum späteren ersten Generalinspekteur der Bundeswehr Adolf Heusinger. Rainer Zacharias versucht in „Ulrich Sporleder – Ein Offizier und evangelischer Pfarrer im Widerstand“ zu erklären, wie der von dem linken Theologen Paul Tillich geprägte Pfarrer Sporleder einerseits eine wichtige Figur der Bekennenden Kirche Ostpreußens und ein Judenretter, andererseits Wehrmachtsoffizier und stellvertretender Kommandeur einer Kampfgruppe an der Ostfront werden konnte, der sich kurz nach dem 20. Juli 1944 das Leben nahm. Die Konstruktion Albert Speers als Vorbild überzeugt hier nicht.

Wiesław-Roman Gogon macht in der Abteilung „IV. Adel und Bürgertum“ im Aufsatz „Im Umfeld der ‚Wolfsschanze‘ – Ost- und westpreußischer Adel im Widerstand“ Heinrich Graf Lehndorff, Heinrich Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten und Ulrich-Wilhelm Graf Schwerin von Schwanefeld als die drei Adligen aus Ost- und Westpreußen aus, die zum engeren Kreis des Widerstandes vom 20. Juli 1944 gehörten. Die drei biografischen Skizzen bleiben aber, auch ihrer Kürze geschuldet, an der Oberfläche. Barbara Kämpfers biografischer Abriss „Carl Goerdeler – Kopf des Widerstands aus preußisch-bürgerlicher Tradition“ liefert ebenfalls wenig Neues.

Karol Sauerland formuliert in „Edzard Schaper – ein Schriftsteller als Verfolgter der totalitären Systeme seiner Zeit“ in Abteilung „V. Literarischer Nonkonformismus“ nicht aus, warum er Schaper in den Widerstand einreicht. Schapers Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer und das in Abwesenheit gefällte Todesurteil gegen ihn kann er jedenfalls nicht mit Widerstandshandlungen begründen. Frank-Lothar Krolls „Werner Bergengruen – Das Tagebuch zum ‚Dritten Reich‘“ ist der einzige Beitrag, der nicht auf einem Tagungsreferat beruht. Kroll beschäftigt sich allerdings weniger mit Bergengruens Verhalten während des Nationalsozialismus als mit der Rezeption der Inneren Emigration. Die Zuordnung Bergengruens zum Widerstand bleibt diskutabel.

Insgesamt liefert der Band kaum Neues zu den Biografien der porträtierten Personen. Es gelingt ihm durch die thematische Verengung auf Einzelpersonen aus ausgewählten Milieus nicht, ein Gesamtbild des Widerstandes im Nordosten des Deutschen Reiches zu zeichnen. Eine Spezifik des Widerstandes dieser Region und seine Einordnung in den gesamtdeutschen Kontext wird nicht ausgearbeitet. Die These eines erheblichen Anteils des Nordostens am deutschen Widerstand überzeugt vor diesem Hintergrund nicht.

Warszawa

Ralf Meindl

Plk. Józef Beck (1894–1944). Żołnierz, dyplomata, polityk [Oberst Józef Beck (1894–1944). Soldat, Diplomat, Politiker.] Hrsg. von Sławomir M. Nowinowski. (Biblioteka Oddziału Instytutu Pamięci Narodowej w Łodzi, Bd. 41.) Instytut Pamięci Narodowej. Łódź – Warszawa 2017. 472 S. ISBN 978-83-63695-20-0. (PLN 40,–)

Marek Kornat, Dariusz Wołos: Józef Beck. Biografia [Józef Beck. Biografie.] Wydawnictwo Literackie. Kraków 2020. 1148 S., Ill. ISBN 978-83-08-06961-5. (PLN 119,90.)

Die beiden Publikationen beschäftigen sich mit Józef Beck, dem polnischen Außenminister in den Jahren 1932–1939 und führenden Vertreter des Sanacja-Regimes. Da die polnische Außen- wie auch Innenpolitik dieser Zeit kontrovers diskutiert wird, verdienen diese Veröffentlichungen besondere Aufmerksamkeit. Der erste Band versammelt Beiträge einer Konferenz von Oktober 2014. Zu ihren (leider ausschließlich polnischen) Teilneh-

mern gehörten ausgewiesene Kenner der polnischen Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit. Das gilt auch für die beiden Autoren der Biografie (die mit Aufsätzen auch im Konferenzband vertreten sind): Marek Kornat und Dariusz Wołos haben bereits mehrere einschlägige Studien veröffentlicht.

Beck begann seine Karriere als Soldat der sog. Polnischen Legion im Ersten Weltkrieg, wurde aber seit dessen Ende immer häufiger mit diplomatischen Missionen betraut. Diese Entwicklung vom Soldaten zum Diplomaten bildet eine der Erzählachsen sowohl im Konferenzband als auch in der Biografie. Eine weitere Konstante in den Bänden ist seine Position innerhalb des Lagers von Józef Piłsudski, dessen diktatorische Macht seit dem Maiputsch von 1926 auch seiner Gefolgschaft immer größere Bedeutung zukommen ließ. Ferner beschäftigen sich die Autoren ausführlich mit den einzelnen Bereichen der Beck'schen Außenpolitik und fragen nach ihrer Originalität bzw. der programmatischen Nähe zu den Vorstellungen Piłsudskis. Schließlich nimmt auch die Zeit der Internierung Becks in Rumänien 1939–1944 viel Raum ein.

Der Konferenzband beginnt mit den Beiträgen von Jan Pietrzak und Mariusz Wołos. Pietrzak fragt danach, wie aus einem Offizier ein Diplomat und Politiker werden konnte. Diese Entwicklung zeichnete sich seines Erachtens bereits im Frühjahr 1918 ab. Damals wurde Beck als Mitglied der konspirativen Polnischen Militärischen Organisation in der Ukraine aktiv, wo er Diversions- und Spionageaktivitäten zugunsten der Entente-Staaten betrieb. Im Frühjahr 1919 wurde er dann nach Budapest geschickt, um dort um militärische Unterstützung für Polen zu werben. Spätestens zu diesem Zeitpunkt agierte er als Vertrauensmann Piłsudskis (S. 30). Die Ausübung solcher Missionen, so Pietrzak, spielte eine wichtige Rolle bei der Herausbildung von Becks diplomatischen Fähigkeiten. Wołos widmet sich in seinem quellengesättigten Beitrag der Arbeit Becks als polnischer Militär- und Seeattaché in Frankreich zwischen Dezember 1921 und Oktober 1923, d. h. auf dem für Polen damals wahrscheinlich wichtigsten Auslandsposten. Wołos rekonstruiert Becks außenpolitische Ansichten. U. a. sah Beck die Schwächung der Position Frankreichs zu Gunsten von Großbritannien voraus.

Kontrovers wird seit jeher die Rolle Becks in jener informellen Gruppe um Piłsudski diskutiert, die nach dessen Rückzug aus der Öffentlichkeit im Juni 1923 entstanden war. Sowohl Pietrzak im Konferenzband (S. 40) als auch Wołos in der Biografie (S. 176 f.) wenden sich gegen die von der älteren Historiografie vertretene These, eine konspirative Gruppe beim polnischen Militär mit Beck als einem der führenden Mitglieder habe von langer Hand einen Staatsstreich geplant. Unmittelbar nach dem Staatsstreich übernahm Piłsudski den Posten des Ministers für Militärangelegenheiten und machte Beck zum Chef seines Kabinetts innerhalb des Kriegsministeriums, wobei er sich die Ausrichtung der Außenpolitik weiterhin selbst vorbehielt. Diese Funktion sollte Beck vier Jahre lang ausüben. Wie Pietrzak zu Recht hervorhebt, war diese Zeit für die Entwicklung Becks als Politiker und ein führender Vertreter des Piłsudski-Lagers maßgeblich prägend.

Im November 1932 übernahm Beck die Leitung des Außenministeriums und behielt sie bis zum 28. September 1939. Mehrere Aufsätze beleuchten die einzelnen Aspekte seiner Außenpolitik. Erwähnenswert ist vor allem der Beitrag von Stanisław Żerko über die Bedeutung Deutschlands für Beck, da seine Ansichten sich gravierend von denen Kornats und Wołos' unterscheiden.¹ Żerko weist darauf hin, dass der damals im polnischen

¹ Siehe exemplarisch für diese seit mehreren Jahren andauernde Debatte: MAREK KOR-NAT: W związku z książką Stanisława Żerki o stosunkach polsko-niemieckich 1938–1939 [Im Zusammenhang mit dem Buch von Stanisław Żerko über die deutsch-polnischen Beziehungen 1938–1939], in: *Dzieje Najnowsze* (2000), 4, S. 71–90; und die Antwort von STANISŁAW ŻERKO: „Jesteśmy w dobrym punkcie politycznym“. O polityce Józefa Becka – bez mitów [„Wir sind an einem guten politischen Punkt“. Über die Politik von Józef Beck – ohne Mythen], in: *Dzieje Najnowsze* (2001), 4, S. 103–112, sowie die Rezension des hier besprochenen Buches von Kornat und Wołos aus der Fe-

Außenministerium (und heute in der Historiografie) oft verwendete Begriff „Politik des Gleichgewichts“ vor allem bedeutete, dass Polen sich weder mit Moskau gegen Berlin noch mit Berlin gegen Moskau verbünden wollte. Ihn aber so zu interpretieren, als ob Warschau sich in den 1930er Jahren um gleiche Distanz sowohl zu Berlin als auch zu Moskau bemüht habe, sei falsch. Die polnische Diplomatie habe vielmehr versucht, Moskau aus der europäischen Politik auszuschließen und zwischen Berlin und Paris zu lavieren. Am weitesten entwickelte sich laut Żerko die deutsch-polnische Annäherung während der Krise um die Tschechoslowakei 1938, sie habe sogar „Elemente der Zusammenarbeit“ (S. 147) aufgewiesen. Es sei „verblüffend“, dass bis Ende 1938 keine Aussagen Becks überliefert seien, in denen er sich wegen des Machtzuwachses des „Dritten Reiches“ beunruhigt gezeigt habe (S. 143). Im Gegenteil – eine interne Rede Becks am 4. November 1938, in denen er selbstzufrieden die Ereignisse der letzten Monate rekapitulierte, bezeuge dessen „Desorientierung, Sorglosigkeit und Überschätzung der Bedeutung des eigenen Landes“ (S. 156).

Andrzej Essen veranschaulicht in seinem Beitrag, welch breite Aufmerksamkeit das Zustandekommen der Deutsch-Polnischen Erklärung vom Januar 1934 auf die Länder Mittel- und Südosteuropas hervorrief. Er geht auch auf das Konzept des „Dritten Europas“ ein, mit dem Beck den Plan verfolgt habe, zwischen Deutschland und der Sowjetunion unter der Führung Polens einen „informellen Block“ von Staaten (S. 192) zu kreieren, der von Skandinavien bis Jugoslawien reichen sollte. Die Teilnahme der Tschechoslowakei und Österreichs war nicht geplant, da Beck diese Staaten für nicht überlebensfähig hielt. Das „Dritte Europa“ wird auch im Beitrag von Paweł Jaworski über die baltischen und skandinavischen Staaten in Becks Diplomatie behandelt. Sowohl Essen als auch Jaworski weisen darauf hin, dass Becks Pläne Becks unrealistisch, ja geradezu naiv gewesen seien.

Dariusz Jeziorny schildert die Ziele der britischen Politik in der Vorkriegszeit. Polen wurde nach dem Bruch des Münchener Abkommens durch das Deutsche Reich für Großbritannien zwar zu einem unverzichtbaren Partner bei dem Versuch, die NS-Führung von einer weiteren außenpolitischen Expansion abzubringen. Gleichzeitig fehlte es dem Land aber an militärischer Stärke. Zusammenfassend bekräftigt Jeziorny den Konsens unter polnischen Historikern, dass Becks Verdienst darin gelegen habe, den polnisch-deutschen Konflikt zu internationalisieren (S. 235).

Insgesamt lässt sich sagen, dass der Konferenzband gut strukturierte, lesenswerte Beiträge zum Leben und Wirken Becks liefert.

Die opulente Biografie Becks ist ein Gemeinschaftswerk: Wołos verfasste die ersten vier Kapitel über die Zeit bis zur Ernennung zum Außenminister im Oktober 1932 sowie das letzte, neunte Kapitel über die Internierung in Rumänien; aus der Feder Kornats stammen die Kapitel 5–8, die das Wirken des Protagonisten als Außenminister behandeln, sowie das Schlusskapitel.

Die Quellen- und Literaturbasis des Werkes ist äußerst breit: 40 Archive werden aufgelistet (allerdings liegen viele der zitierten polnischen, deutschen und italienischen Quellen bereits in gedruckter Form vor), und es wurden unzählige, oft schwer zugängliche Publikationen berücksichtigt. Leider wurde das Manuskript redaktionell nicht sorgfältig genug betreut. Das Inhaltsverzeichnis spiegelt nur die Grobgliederung wider, das Personenregister berücksichtigt nicht den umfangreichen Fußnotenteil, und dies, obwohl gerade dort viele historiografische Kontroversen dokumentiert sind; zahlreiche Flüchtigkeitsfehler und einige widersprüchliche Aussagen (mehr darüber im Folgenden) lassen auf Eile beim Verfassen des Manuskripts und ein unzureichendes Lektorat schließen; ein Sachregister und eine fremdsprachige Zusammenfassung fehlen, wodurch das Werk für Historiker, die der polnischen Sprache nicht mächtig sind, unzugänglich bleibt. Das Schlusskapitel bietet

der von STANISŁAW ŻERKO: O najnowszej biografii Józefa Becka [Zur neuesten Biografie von Józef Beck], in: *Polski Przegląd Dyplomatyczny* (2021), 3, S. 176–182.

keine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse, sondern Reflexionen über die Beck'sche und generell damalige polnische Außenpolitik.

Die Autoren möchten „eine möglichst vollständige Biografie Becks und der Geschichte der Außenpolitik der Zweiten Polnischen Republik“ liefern (S. 9). Das zweite Ziel wird nicht erreicht (und wäre auch vermessen, da Beck erst 1932 die Leitung des Außenministeriums übernahm), das erste führt meines Erachtens zu einer falschen Gewichtung einzelner Lebensabschnitte Becks. So wird z. B. seine Tätigkeit in der Ukraine im Jahr 1918 mit einer auch für einen Fachhistoriker ermüdenden Genauigkeit dargestellt, während die Schilderung der direkten Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs streckenweise eher summarisch ausfällt.

Etwas breiter als im Konferenzband wird in der Biografie die Zeitspanne zwischen Mai 1926 und August 1930 geschildert. Laut Wołos war Beck an vielen wichtigen Entscheidungen Piłsudskis beteiligt, da aber diese hinter den Kulissen getroffen wurden, fehle es an Quellen, welche seine Rolle präzisiert hätten. Das Gleiche lasse sich über die Verhaftung vieler Spitzenvertreter der polnischen Opposition in der Nacht vom 9. auf den 10. September 1930 sagen. Trotz dieser Unklarheit meint Wołos, dass Beck eine Mitverantwortung für die brutale Behandlung der Gefangenen getragen habe, wie auch generell für die Entstehung eines autoritären Systems in Polen (S. 210). Ein stabiler Staat sei für ihn wichtiger gewesen als die Demokratie (S. 215).

Die Autoren erklären, dass sie „eine Antwort auf die Frage finden wollten, was für ein Mensch [Beck] war“ (S. 11). Dies ist ihnen gelungen: Informationen dazu findet der Leser reichlich über das ganze Werk verteilt, vor allem in dem Unterkapitel „Beck als Mensch und Politiker“. Der Protagonist wird als eine oft arrogant, auf Prestige bedachte und übertrieben selbstsicher auftretende Person geschildert. „Beck mochte die Macht und wusste, wie sie zu nutzen ist“, schreibt Wołos (S. 219). Ferner zitiert er Aussagen von Zeitzeugen, wonach Beck Alkoholiker gewesen sein soll, versucht sie aber (nicht ganz überzeugend) zu relativieren (S. 45 f., 206). Zu den Kirchen und generell gegenüber Fragen des Glaubens hielt sich Beck auf Distanz, worin er den anderen Spitzenvertretern des Piłsudski-Lagers ähnelte. Aus persönlichen Gründen (um ein zweites Mal heiraten zu können) konvertierte er von der Katholischen zur Evangelisch-Reformierten Kirche.

Als Leiter des Außenministeriums zentralisierte Beck die dortigen Entscheidungsprozesse massiv; die Besetzung vieler Schlüsselpositionen mit Reserveoffizieren hatte eine Militarisierung des Arbeitsklimas zur Folge. Er selbst hielt sich nicht für einen Diplomaten, sondern für einen Kavallerie-Offizier, den Piłsudski ins Außenministerium abkommandiert hatte. Innerhalb des Sanacja-Lagers fehlte Beck eine politische Basis, und er bemühte sich auch nicht, eine solche aufzubauen. Seine Position resultierte allein aus der Nähe zu Piłsudski.

Kornat erfasst den Kern des Problems, wenn er schreibt, dass Beck die Kräfte des polnischen Staates überschätzte. Dessen ungeachtet bevorzugte der Außenminister auf internationalem Parkett eine harte Vorgehensweise. Einer seiner Mitarbeiter vermerkte sehr treffend, dass „der Fehler [...] nicht im Kern unserer Außenpolitik lag, sondern [...] in der Art und Weise, wie sie unseren Partnern vermittelt wurde“ (S. 499) – Beck verlieh seiner Politik „die Züge einer erhabenen Geste einer Großmacht“ (S. 378). Erschwerend kam dazu, dass Beck seine Außenpolitik nie propagandistisch flankierte. Eine gute Politik, so äußerte er angeblich, verteidige sich von allein (S. 382, 874).

Kornat hebt mit Recht hervor, dass Beck zu Beginn seiner Amtszeit als eine der wichtigsten Aufgaben die Verständigung mit Deutschland betrachtete. Die deutsch-polnische Erklärung vom 26. Januar 1934 hielt Beck für den größten Erfolg der Diplomatie der Zweiten Polnischen Republik. Der polnische Außenminister sei dem deutschen Reichskanzler, den er insgesamt viermal getroffen hatte, „mit großem Vertrauen“ (S. 394) begegnet; nach dem ersten gemeinsamen Treffen im Juli 1935 meinte Beck, dass Hitler bei ihm „den besten Eindruck“ hinterlassen habe (S. 399). Die guten deutsch-polnischen Beziehungen basierten, so Kornat resümierend, „auf einem langfristigen Missverständnis“ –

für die NS-Führung galt Polen fälschlicherweise als ein Verbündeter gegen die Sowjetunion (S. 631).

Treffend werden durch Kornat die Motive der polnischen Außenpolitik während der Krise um die Tschechoslowakei im September 1938 geschildert. In der Tat hat Beck damals gehofft, eine umfassende Verständigung mit dem „Dritten Reich“ erreichen zu können. Als Argumente dafür sollen die Tatsachen sprechen, dass Polen den Vorschlag der Westmächte ablehnte, sich bei der Verteidigung der Tschechoslowakei mit ihnen zu verbünden und die Möglichkeit einer sowjetischen militärischen Intervention blockierte. Diese Bemühungen endeten für Polen aber mit einer Niederlage – die NS-Führung ging auf sie einfach nicht ein (S. 598–603). Es verwundert jedoch, wenn Kornat behauptet, dass Beck die NS-Führung bezüglich ihrer Haltung im Falle eines sowjetisch-polnischen Krieges nicht konsultiert habe (S. 609). Eben das hat er getan, und entsprechende Dokumente hat Kornat selbst veröffentlicht.²

Bezüglich der unmittelbaren Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs sind zwei Gedanken Kornats erwähnenswert. Erstens sei Beck, als er sich für ein Bündnis mit Großbritannien entschied, nicht von der Überzeugung eines unvermeidlichen Krieges geleitet gewesen, sondern von der Hoffnung, mit diesem Schritt das Deutsche Reich wirksam vor einer militärischen Aktion gegen Polen abzuschrecken (S. 694). Zweitens habe Beck bis zum Einmarsch der Roten Armee in Polen am 17. September 1939 die Meinung vertreten, dass eine sowjetisch-deutsche Allianz nicht möglich sei (S. 705).

Die abschließende Darstellung der Internierung Becks in Rumänien ist zwar sehr umfangreich, lässt aber einige Fragen offen. Nicht erläutert wird die Kontroverse um die angebliche Zusage von rumänischer Seite zur Durchreise der polnischen Regierung durch rumänisches Territorium, die Beck am 17. September 1939 erhalten haben soll. Der Leser erfährt lediglich, dass der polnische Außenminister von der rumänischen Regierung „einfach betrogen wurde“ (S. 782). Unerwähnt bleibt die (der Forschung bekannte) erstaunliche Aussage des deutschen Gesandten in Bukarest, Wilhelm Fabricius vom 21. Juni 1940, die internierten polnischen Politiker, darunter Beck, „wollen sich uns zur Verfügung stellen“.³

Beck blieb bis zu seinem Tod interniert, u. a. deshalb, weil die polnische Exilregierung ihm nicht helfen wollte. Wołos spart nicht mit Kritik an dieser Haltung, die er „anormal“, „obsessiv“ und „extrem verblendet“ (S. 806, 813, 814) nennt. Es hätte an dieser Stelle jedoch besser auf die Tatsache hingewiesen, dass die Exilregierung aus Vertretern derjenigen Parteien bestand, die sich vor dem September 1939 in der Opposition befanden hatten, ferner auf die langjährige, auch gewaltsame Unterdrückung dieser Parteien durch das Sanacja-Regime und Beck persönlich.

Wie die Autoren des Konferenzbandes, so bewerten auch Kornat und Wołos die Entscheidung Becks, im Jahr 1939 dem Druck NS-Deutschlands nicht nachzugeben, positiv – diesbezüglich herrscht unter den polnischen Historikern Einigkeit. Auf die oben geschilderten Einwände Żerkos in Bezug auf die Nähe Becks zu Deutschland und die Nützlichkeit des Terminus „Politik des Gleichgewichts“ reagiert Kornat einerseits ablehnend (S. 1081), andererseits zeigt er deutlich (wie erwähnt), dass Beck Hitler zu viel Vertrauen schenkte. Abschließend lässt sich sagen, dass die Biografie eine immense Menge an Material zum Leben und Wirken von Józef Beck beinhaltet. Die redaktionellen Unzulänglichkeiten er-

² MAREK KORNAŁ (Hrsg.): *Polskie dokumenty dyplomatyczne 1938* [Polnische diplomatische Dokumente 1938], Warszawa 2007, Dok. 361, 364.

³ Zit. nach: MAREK KORNAŁ, MIKOŁAJ MORZYCKI-MARKOWSKI (Hrsg.): *W rumuńskie pułapce. Internowanie Józefa Becka i Edwarda Śmigłego-Rydza w dokumentach rumuńskich służb specjalnych* [In der rumänischen Falle. Die Internierung von Józef Beck und Edward Śmigły-Rydz in den Dokumenten des rumänischen Geheimdienstes], Gdańsk 2011, S. 51. Die dort aufgestellte Behauptung, Beck habe damit „die Wachsamkeit der Deutschen schwächen“ wollen, überzeugt nicht.

schweren aber die Lektüre, insbesondere für jene Leser, die sich mit dem Thema weniger gut auskennen.

Berlin

Bernard Wiaderny

Bartosz Wójcik: Vernichtungsalltag. Die deutsche Ordnungspolizei in den annektierten polnischen Gebieten 1939–1945. Fallstudie Łódź/Litzmannstadt. (Studien zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 5.) Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2021. 546 S., Tab. ISBN 978-3-339-12608-5. (€ 139,80.)

Bei dieser Darstellung handelt es sich um die überarbeitete Fassung einer 2010 an der Universität Stettin verteidigten Dissertation. Sie gliedert sich nach einem Einführungskapitel in vier Teile: „Die deutsche Ordnungspolizei und der NS-Staat“ beschäftigt sich nach einem Kapitel zur deutschen Ordnungspolizei mit der NS-Ideologie im Reichsgau Wartheland; „Handlungsbedingungen der deutschen Ordnungspolizei“ behandelt die Aufgabengebiete der Ordnungspolizei in Lodz bzw. Litzmannstadt sowie die Indoktrination der Polizisten durch „Weltanschauliche Schulungen“ und ein gelenktes Unterhaltungs- und Freizeitangebot. Das Kapitel „Vernichtungsalltag. Die deutsche Ordnungspolizei in Łódź“ schildert die Einsätze der Ordnungspolizei in der Stadt, deren Rolle bei Razzien und bei der Einrichtung und Aufrechterhaltung des Gettos sowie die Aufgaben der Ordnungspolizisten in den zahlreichen Lodzer Lagern, Gefängnissen und bei der Umsetzung der Deportationen. Am Ende steht das Kapitel „Ordnungspolizisten im Vernichtungsalltag“, in dem auf der Basis einzelner Biografien das individuelle Verhalten und das Ordnungsdispositiv der Polizei nachgezeichnet werden.

Grundsätzlich ist die Studie die erste wissenschaftliche Arbeit zur Lodzer Ordnungspolizei, einer der deutschlandweit größten städtischen Ordnungspolizeieinheiten im Zweiten Weltkrieg (ca. 2000–2500 Personen). Dies ist durchaus verdienstvoll, denn die Studie bemüht sich erstmals, die umfangreichen Archivmaterialien zu dem Thema – die Bestände des Instituts für Nationales Gedenken (IPN) in Warschau, Lodz und Posen, die Bestände der Staatsarchive Lodz und Posen, die Berlin Document Center-Bestände im Bundesarchiv Berlin und die Bestände des Archivs des Jüdischen Historischen Instituts Warschau – auszuwerten.

Jedoch fehlt eine Einordnung in die Geschichte von Lodz im Zweiten Weltkrieg: So wird die Bedeutung der Wende zum radikalen Nationalsozialismus im November 1939 (Eingliederung in den Reichsgau Wartheland; Installierung des Regierungspräsidenten Friedrich Uebelhoer in Lodz) übersehen. Das Bild der Polizei gründet nur auf der Basis des publizistischen Materials für den Zeitraum Oktober 1939 bis Mai 1940; eine Berücksichtigung der folgenden Jahre hätte gezeigt, dass die rassistischen, antisemitischen und antipolnischen Inhalte abnehmen. Die radikale Religionspolitik im Wartheland wird in ihren Unterschieden zu den anderen Reichsgauen nicht erkannt (S. 198).

Eine Ursache für diese fehlenden Einordnungen liegt in der im Text nicht oder nur oberflächlich erkennbaren Rezeption der neueren Literatur; zahlreiche wichtige Publikationen der letzten 15 Jahre werden nicht (so Adam Sitarek für das Getto, die Arbeiten von Markus Leniger und Andreas Strippel zur Umsiedlungspolitik, die Edition Bömelburg/Klatt) oder nur deklarativ im Literaturverzeichnis (Andrea Löw, die deutsche und polnische Ausgabe der Gettochronik) berücksichtigt. Wichtige Quellen werden oft nur indirekt zitiert – so etwa das Tagebuch Oskar Rosenfelds (ediert 1994) nach dem Ausstellungsband *Unser einziger Weg ist Arbeit* (S. 293), was die genaue zeitliche Verortung erschwert. De facto berücksichtigt die Arbeit nur Literatur bis zu den Erscheinungsjahren 2008/09.

Auch sind manche Wertungen des Autors fragwürdig oder diskutabel, so etwa die Behauptung, im „Selbstschutz“ und in der Ordnungspolizei hätten sich „viele ausgezeichnete deutsche Lodzer Bürger aus der Vorkriegszeit“ befunden (S. 251) – tatsächlich handelte es sich bei den Ordnungspolizisten um das von der Deklassierung bedrohte Kleinbürgertum und Ladenbesitzer. Auch ist die Behauptung, die „einheimischen ‚Volksdeutschen‘ nah-

men also bewusst und entschlossen an der Vernichtung teil“ (S. 469) in dieser Härte durch die Argumentation nicht abgesichert.

Zahlreiche Detailfehler machen für die Einschätzung der Arbeit nachdenklich: Es gab in der Ordnungspolizei reichsweit nicht „2.800.000 Beamte“ (S. 12, 57) – wahrscheinlich meint der Autor 280 000 Personen; man sollte nicht vom „volksdeutschen Selbstschutz“ sprechen (S. 19), die offizielle Bezeichnung war „Selbstschutz“, an der Spitze standen durchweg Reichsdeutsche; nicht „Berkellmann“ (S. 59), richtig Berkemann; nicht „Brunon Flis“ (S. 68, 301), sondern Bruno Flis; manchmal führen Literaturangaben ins Nichts (S. 109, FN 346 „Gajzler/Lucia/Orłowska“); nicht „Bayer-Fabrik“ (S. 254), sondern die Baier-Fabrik in Ruda Pabianicka; falsch ist die Behauptung, „während der Besatzungszeit wurden in Lodz keine öffentlichen Exekutionen durchgeführt“ (S. 255), tatsächlich wurden in Wiskitno am 11. Mai 1941 14 Polen und in Zgierz am 20. März 1942 100 Polen öffentlich hingerichtet; mit der Ansiedlung deutscher Bevölkerung wurde nicht im Herbst 1940 (S. 286), sondern bereits im Herbst 1939 begonnen. Unverständlich ist der Satz „Von den ca. 235.000 Lodzer Juden wurden ca. 71.000 in den ersten Kriegsmonaten von den Deutschen in der UdSSR und im ‚Generalgouvernement‘ infolge der vom Okkupanten organisierten ‚Aussiedlungen‘ ermordet“ (S. 302). Die Aussagen von Leon Reliszko (S. 319) aus dem Jahre 1970 – das Verbreiten von Flugblättern der Polnischen Arbeiterpartei (PPR) im Getto, dort versteckte Revolver – sind nur durch ihn selbst überliefert und wenig glaubwürdig; die Tagebucheinträge von Oskar Rosenfeld betreffen nicht die Lager der „Umwandererzentrale“, sondern die Deportation der Juden nach Kulmhof (S. 348 f.) und sind damit für die Argumentation des Autors grob irreführend.

Weiterhin stören manchmal falsche Begriffe wie „Medienmaterialien“ (S. 95) oder „Trabantenstadt Ruda Pabianicka“ (S. 255). Wendungen wie die „polnischsprachige faschistische Zeitung Gazeta Łódzka“ (S. 95) führen in die Irre; man sollte nicht von „Łódź-Gemeinde“ (S. 288), sondern von „Lodz-Land“ sprechen.

Schließlich lässt auch die formale Gestaltung der Arbeit erheblich zu wünschen übrig: Es fehlt ein für dieses Thema unabdingbares Orts- und ein Personenregister, die Straßennamen werden im Text nach keinem erkennbaren Prinzip mal in der NS-deutschen, mal in der polnischen Fassung von vor 1939 oder nach 1945 verwandt. Das hat Konsequenzen: So ist das Gestapo-Gefängnis als „Gefängnis in der ul. Sterlinga“, nicht als „Polizeigefängnis Robert Kochstraße“ (so S. 354 und öfter im Text) international bekannt; das „Arbeitserziehungslager Am Bach“ (S. 357) hingegen als Lager Sikawa. Auch die im Text verwendeten Ortsnamen folgen keiner nachvollziehbaren Logik: Konsequenterweise wird die polnische Namensfassung „Łódź“ verwandt, andererseits spricht der Autor mehrfach (S. 101, 232) von „Wirkheim“ (1942–1944 NS-Deutsch für Aleksandrów Łódzki). Diese erheblichen formalen Mängel, insbesondere die fehlenden Register, erschweren die wissenschaftliche Nutzung der Arbeit nachhaltig, Leser müssen mit dem gesamten mehrsprachigen Namensgut in mehreren polnischen und deutschen Varianten vertraut sein.

So ist die erste Studie zur Ordnungspolizei Lodz leider über weite Strecken wissenschaftlich fragwürdig – schade, dass so ein wichtiges Thema nicht wirklich zuverlässig ausgeschöpft und sorgfältiger herausgegeben wurde!

Gießen

Hans-Jürgen Bömelburg

Die Enzyklopädie des Gettos Lodz/Litzmannstadt. Hrsg. von Dominika Bopp, Sascha Feuchert, Andrea Löw, Jörg Riecke, Markus Roth und Elisabeth Turvold. Wallstein Verlag. Göttingen 2020. 432 S., 32 Abb. ISBN 978-3-8353-3592-9. (€ 34,-.)

In seinem zeitgenössischen Vorwort aus dem Dezember 1943 kondensierte Oskar Rosenfeld (1884–1944) als Gründungsvater der Enzyklopädie des Gettos im polnischen Łódź die wesentlichen Ziele des Projekts: „Eine Sammlung dieses Sprach- und Wortgutes bildet einen Teil der Kulturgeschichte des Gettos. In einer späteren Epoche, die der Erforschung des Gettos angehören wird, wird solch eine Sammlung, solch eine Enzyklopädie

dort Aufklärungen geben können, wo die bloße Schilderung der Zustände nicht ausreicht“ (S. 11). Die Bedeutung eines kulturhistorischen Ansatzes hat in der Erforschung der NS-Verbrechen seit den 2000er Jahren an Bedeutung gewonnen, um den Alltag von Verfolgung und Holocaust besser zu begreifen.¹ In ihrer Alltagsgeschichte des Gettos Theresienstadt hat sich Anna Hájková jüngst umfangreich mit kulturhistorischen Methoden und einer Alltagsgeschichte des Gettos auseinandergesetzt.² Die Sprache der Betroffenen ist als ein Ausdruck dessen zu verstehen, wie sich die NS-Verfolgung auf den Alltag auswirkte und wie die NS-Verbrechen zeitgenössisch interpretiert worden sind.³ Der aus Riga stammende jüdische Historiker Israel Kaplan analysierte bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Sprache von Opfern aus Gettos und Konzentrationslagern.⁴

Dass solcherart kulturhistorische (Vor-)Studien bereits während des Zweiten Weltkriegs begannen, lässt sich anhand der vorliegenden Enzyklopädie besonders deutlich nachvollziehen. Die hauptsächlich von Rosenfeld und Oskar Singer (1893–1944) verfassten lexikalische Einträge über zentrale Personen und Institutionen entstanden im Umfeld des klandestinen Getto-Archivs. Sie fokussierten die sprachlichen Besonderheiten und Transformationsprozesse im Polnischen, Deutschen und Jiddischen (siehe insbesondere die Lemmata „Chane“, „Getto-Neues“, „Paravent“, „Prezes“ und „Zingel“). Das Lexikon sollte als Wissensquelle dienen, um eine Erforschung der NS-Verfolgung zu ermöglichen. Ihr imaginiertes Publikum war eine zukünftige Öffentlichkeit nach dem Untergang der NS-Herrschaft. Rosenfeld und Singer wurden 1944 in Auschwitz ermordet, die Enzyklopädie blieb ein unvollendetes Projekt.

Der instruktiven editorischen Notiz von Elisabeth Turvold lässt sich entnehmen, dass 2014 eine erste polnische Edition der Enzyklopädie publiziert wurde, 2017 folgte eine englische Übersetzung. Die Publikation einer deutschsprachigen Ausgabe im Jahr 2020 war demnach nur folgerichtig. Eingebettet ist diese Publikation in die *Schriftenreihe zur Łódźer Getto-Chronik*, die in Kooperation der Arbeitsstelle Holocaustliteratur an der Universität Gießen mit dem Staatsarchiv in Łódź hrsg. wird. Gegliedert ist der dreisprachige Band in drei Teile: Nach dem zeitgenössischen Vorwort finden sich die deutschen Typoskripte des Lexikons sowie Übersetzungen aus dem Polnischen und Jiddischen. Der zweite Teil enthält alle polnischen und jiddischen Texte im Originalwortlaut. Im dritten Teil finden sich die editorische Notiz von Turvold sowie vier Aufsätze von unterschiedlichem Umfang. Andrea Löw liefert mit Verweis auf ihre umfangreiche Studie über Juden im Getto Litzmannstadt eine historische Einführung in das Getto und die Enzyklopädie. Sascha Feuchert führt kurz in das am 17. November 1940 gegründete Getto-Archiv ein, skizziert die enge Verbindung zum Projekt der Getto-Chronik von Januar 1941 bis Juli 1944 und würdigt die verschiedenen Formen des Dokumentierens und Bezeugens im Getto. In seinem Artikel über „Schreiben im Getto“ widmet sich Jörg Riecke den Forschungen über die „Sprache unter dem Nationalsozialismus“ (S. 357) und liefert damit erste Analysen von ausgewählten Einträgen der Enzyklopädie als einer bisher kaum erforschten Textgattung von Opfer-Zeugnissen. Im letzten der vier Aufsätze umreißt Markus Roth die Konturen des zu Gettozeiten unvollendeten Lexikonprojekts und zeigt verschiedene Leer-

¹ Vgl. MONICA BLACK, JENNIFER EVANS, ALON CONFINO, AMOS GOLDBERG, JACK HALBERSTAM, REGINA MÜHLHÄUSER, JÜRGEN ZIMMERER: Forum: Cultural History and the Holocaust, in: *German History* 31 (2013), 1, S. 61–85.

² Vgl. ANNA HÁJKOVÁ: *The Last Ghetto. An Everyday History of Theresienstadt*, New York 2020.

³ Wegweisend zur Sprache in NS-Konzentrationslagern ist bis heute die Dissertation von NICOLE WARBOLD: *Lagersprache. Zur Sprache der Opfer in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Dachau, Buchenwald, Bremen* 2008.

⁴ Vgl. ISRAEL KAPLAN: *The Jewish Voice in the Ghettos and Concentration Camps. Verbal Expression under Nazi Oppression*, hrsg. von ZEEV W. MANKOWITZ, Jerusalem 2018.

stellen auf: Es handele sich um ein Zeugnis, das „decodiert werden muss und dessen Lücken mit Hilfe anderer Zeugnisse und Hilfsmittel gefüllt werden müssen“ (S. 378). Dies ist auch der größte Wert der Quellenedition, die im Kontext der Publikation von vielfältigen Zeugnissen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit in (Ost-)Mitteleuropa zu verorten ist.⁵ Die umfangreichen und oft mehrsprachigen Zeugnisse müssen quellenkritisch interpretiert werden, um eine (Kultur-)Geschichte der NS-Verfolgung fortschreiben zu können.

Einen umfangreichen und hilfreichen Anhang bildet dahingehend die „Liste der Stichwörter“ sowie das Personen- und Sachregister, das bei einer systematischen Suche in der Enzyklopädie von unschätzbarem Wert ist. Die einzelnen Einträge vermitteln das Bild einer umfangreichen Dokumentation und Deutung des kulturellen Lebens im Getto, auch wenn aufgrund der internen Zensur durch den umstrittenen „Judenältesten“ Chaim Rumkowski gewisse Aspekte wie etwa die grassierenden Vorwürfe der Kollaboration mit den Deutschen nicht thematisiert werden konnten.

Kritisch anzumerken ist der schwer nachvollziehbare Umgang mit dem historischen Fotomaterial. Zwischen den jiddischen Transkripten und den kurzen Aufsätzen wirken die Abbildungen etwas deplatziert. Zudem finden sich als Bildunterschriften lediglich allgemeine Beschreibungen wie „Kinderarbeit gehörte zum grausamen Gettoalltag“ (S. 326), es fehlen jegliche Angaben einer genauen räumlichen und zeitlichen Verortung der Fotos, und verwiesen wird im Anhang einzig auf die Herkunft aus dem Staatsarchiv Łódź. Als Quellen sind diese Abbildungen damit leider kaum benutzbar.

Insgesamt handelt es sich jedoch um einen hervorragend edierten Band, der aufschlussreiche Einblicke in eine Kulturgeschichte des Gettos Lodz/Litzmannstadt liefert. Wer sich mit der Sprache der Opfer unter der NS-Herrschaft, mit einer Alltagsgeschichte der NS-Verfolgung oder mit frühen Zeugenberichten auseinandersetzt, sollte dieses Buch unbedingt konsultieren.

Jena

Daniel Schuch

⁵ Vgl. FRANK BEER, MARKUS ROTH (Hrsg.): Von der letzten Zerstörung. Die Zeitschrift „Fun letstn churbn“ der Jüdischen Historischen Kommission in München 1946–1948, Berlin 2020; LAURA JOCKUSCH (Hrsg.): Khurbn-Forschung. Documents on Early Holocaust Research in Postwar Poland, Göttingen 2022.

Rebecca Großmann: Moving Memories. Erinnerungsfilme in der Trans-Nationalisierung der Erinnerungskultur in Deutschland und Polen. Böhlau. Köln u. a. 2021. 403 S., Ill. ISBN 978-3-412-52246-9. (€ 55,-.)

Rebecca Großmanns Buch ist in der von Jörn Rüsen gegründeten Reihe *Beiträge zur Geschichtskultur* erschienen. Obwohl die Autorin im Titel den Begriff „Erinnerungskultur“ nennt, fügt sich ihre Arbeit gut in Rüsen's Konzept ein. Anders als viele Forscher:innen, die sich mit Erinnerungskulturen befassen, interessiert sich G. nämlich nicht nur für mediale Repräsentationen von Geschichte, sondern auch – ganz im Sinne von Rüsen – für gesellschaftliche Praktiken, die mit dem Medium Film verbunden sind, allen voran für die Herstellung und Nutzung von Geschichte im Kino bzw. Fernsehen. Nach der informativen und nicht (wie ansonsten bei Dissertationen häufig der Fall) theorieüberladenen Einführung präsentiert G. die Produktions-, Narrations- und Rezeptionskontexte von drei Filmen: der deutschen Miniserie „Unsere Mütter, unsere Väter“ (2013), des polnischen Blockbusters „Warschau ‘44“ sowie der deutsch-polnischen Koproduktion „Unser letzter Sommer“ (2015). Sie legt den Fokus also auf Filme, die den Zweiten Weltkrieg darstellen. „Unsere Mütter, unsere Väter“ erzählt von fünf deutschen Freund:innen, darunter einem Juden, die es während des Krieges nach Polen und in die Sowjetunion verschlägt – sei es als Soldat, als Flüchtling oder gar als Künstlerin. Die Miniserie hatte bereits vor ihrer offiziellen Premiere für Unmut in Polen gesorgt, da eine etwa zwanzigminütige Szene polnische Partisan:innen so darstellt, als seien sie antisemitisch eingestellt. Die

Protagonist:innen von „Warschau ‘44“ sind ebenfalls junge Männer und Frauen, die im Krieg kämpfen müssen, allerdings handelt der Film von polnischen Kämpfer:innen, die am Warschauer Aufstand beteiligt waren. Mit der Wahl von „Unser letzter Sommer“ als letzter Fallstudie beweist G. die Konsequenz ihrer Arbeitsweise, denn auch die Autor:innen von diesem Film stellen junge Leute in den Mittelpunkt des Narrativs. Er handelt von einer ungewöhnlichen Freundschaft zwischen einem polnischen Jungen und einem deutschen Soldaten.

Während sich die meisten Arbeiten zur Geschichte im Film auf Darstellungsmodi konzentrieren, wagt G. einen „Blick hinter die Kulissen von Erinnerungsfilmen“ (S. 142). Sie nutzt eine Vielzahl an Quellen, um deren Entstehungskontexte zu rekonstruieren. Angesichts der zeitlichen Nähe ist dies keine leichte Aufgabe, denn die entsprechenden Dokumente sind noch nicht in Archiven verfügbar. Die Ziele, Umstände, Kosten und Schwierigkeiten der jeweiligen Filmproduktion müssen also anhand von Interviews, Pressekonferenzen, Werbematerialien usw. mühsam zusammengestellt werden. Dabei folgt G. dem Konzept „Erinnerungsfilm“ von Astrid Erll und Stephanie Wodianka – die Forscherinnen betonen, dass die Untersuchung von Filmen als Erinnerungsmedien sich auf ihre Nutzung konzentrieren solle. Allein die Tatsache, dass Geschichte im Film präsentiert wird, reiche nicht aus, um von Erinnerungsfilmen zu sprechen – vielmehr ginge es um die Wiederholungen bestimmter Motive, die Reaktionen des Publikums oder Vermarktungsstrategien. „Kein Film wird allein deswegen als Erinnerungsfilm bewertet, weil er sich eines historischen Themas annimmt“ – betont G., an Erll und Wodianka anknüpfend, zu Recht (S. 259). Dementsprechend bedeutend ist das Kapitel über die Rezeptionskontexte von „Unsere Mütter, unsere Väter“, „Warschau ‘44“ und „Unser letzter Sommer“. Darin konzentriert sich G. auf das Medienecho, das alle drei Filme in Deutschland und Polen auslösten, und rekonstruiert die diskursiven Schemata, die in den jeweiligen Rezeptionsprozessen dominierten.

Einen wichtigen Teil von G.s Argumentation stellen Überlegungen zu Authentisierungsstrategien dar – ihnen ist das Kapitel zu Narrationskontexten gewidmet. Dabei folgt die Vf. einer Tradition von Forschung, in der es die Nutzer:innen der Geschichtskultur sind, die über Authentizität bestimmen. Demnach gilt eine Darstellung von Geschichte nicht deswegen als „authentisch“, weil sie „wahr“ oder „getreu“ den wissenschaftlichen Erkenntnissen ist, sondern weil sie als solche wahrgenommen wird. Einerseits präsentiert G. eine überzeugende Analyse der verwendeten Filmmittel, die zur Authentizität beitragen sollen (Verwendung von Requisiten aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, Nutzung von zeitgenössischen Fotografien usw.), andererseits stellt sie die jeweiligen Bilder, Motive und Symbole in den Kontext öffentlicher Debatten und visuellen Diskurse in beiden Ländern. Auf diese Weise zeigt sie auf, welche Erwartungen die Zuschauer:innen an die Filme stellten.

Parallel zu den Überlegungen über die Herstellung und Nutzung von authentisch wirkenden Erinnerungsfilmen in Deutschland und Polen reflektiert G. die transnationale Ebene der Erinnerungskultur in beiden Ländern. Besonders überzeugend fallen die Passagen über die Koproduktionsmodelle und internationalen Vermarktungsstrategien der Produktionsfirmen aus. Diese sind gezwungen, international lesbare Motive und Narrative zu verwenden, damit die Filme internationale Finanzierung erhalten und weltweit gezeigt werden können – kaum eine europäische Produktionsfirma kann sich heute erlauben, ausschließlich für den nationalen Markt zu drehen. Dies führt zwangsläufig zu einer Schematisierung und Stereotypisierung der Erinnerungskultur, wie G. argumentiert.

G.s Buch ist ein wichtiger Beitrag zur transdisziplinären Erinnerungsforschung, die Film- und Geschichtswissenschaft sowie Diskursanalyse erfolgreich miteinander verknüpft. Zudem erklärt die Vf. kompetent allerlei Kontexte, die das Verstehen der komplexen Vor- und Nachgeschichten der jeweiligen Filme ermöglichen. Das Buch ist ferner klar strukturiert und in einem lesefreundlichen Stil verfasst. Die wenigen Kritikpunkte, die man nennen kann, sind das allgemeine und wenig informative Fazit sowie der (zu) große Um-

fang des Buches. Eine gekürzte Neuausgabe könnte zur besseren Kenntnis der nicht ganz einfachen deutsch-polnischen Erinnerung wesentlich beitragen.

Warszawa

Magdalena Saryusz-Wolska

Markus Krzoska, Paweł Zajas: Kontinuität und Umbruch. Deutsch-polnische Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg. (WBG Deutsch-Polnische Geschichte, Bd. 5.) wbg academic. Darmstadt 2021. 269 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-534-24766-0. (€ 39,95.)

Dieses Buch ist der chronologisch letzte Band der fünfteiligen Reihe *Deutsch-Polnische Geschichte*, die seit 2012 vom Deutschen-Polen Institut in Darmstadt herausgegeben worden ist und sich zum Ziel gesetzt hat, keine rein zwischenstaatliche Beziehungsgeschichte, sondern eine vielfältige Verflechtungsgeschichte zu präsentieren. Der hier vorliegende Band wurde – wie stets in dieser Reihe – von einem deutsch-polnischen Autorenduo, dem Historiker Markus Krzoska und dem Literaturwissenschaftler Paweł Zajas, verfasst und konzentriert sich auf gesellschaftliche und kulturelle Begegnungen, insbesondere im Bereich der Literatur und Kunst, sowie auf das kollektive Gedächtnis.

In der Einleitung charakterisieren die Vf. ihre Arbeit als „pädagogisch“ (S. 7). Sie verfolge das Ziel, die eher alltäglichen und positiven Elemente der deutsch-polnischen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 20. Jh. hervorzuheben. Anstatt sich auf Konflikte und Tragödien zu konzentrieren, wie es laut der Autoren in der aktuellen polnischen Erinnerungspolitik geschehe, präsentieren sie eine Vision, in der die deutschen und die polnischen Gesellschaften in historische Umstände verwickelt gewesen seien und auf Faktoren hätten reagieren müssen, die sie nicht selbst verursacht hatten. Angesichts des methodisch geschickten und sprachlich behutsamen Vorgehens frage ich mich, ob diese „pädagogische“ Leitlinie, die in bester Absicht und mit Verweis auf den Historiker Hayden White benutzt wird, hier glücklich gewählt ist. Wer soll wen erziehen und worüber? Welche Art von Geschichte soll das Ergebnis dieses pädagogischen Prozesses sein?

In einigen Passagen lassen die Autoren ihre Skepsis gegenüber den bestehenden, auf „Versöhnung“ oder „Aussöhnung“ zwischen den beiden Ländern fokussierten Narrativen erkennen. Sie beobachten die jüngste Karriere „manch paternalistischer, teilweise auch kolonialisierender Argumente, zum Beispiel in den Diskussionen zur Gefährdung der Demokratie in Polen“ (S. 159). Gleichzeitig neigen sie dazu, die Ursachen der polnisch-deutschen Missverständnisse vor allem in unterschiedlichen kulturellen Vorstellungen und mangelndem Dialog zu sehen. Auch scheinen sie die kommunistische Propaganda und allgemein die Zeit des Kalten Krieges in der polnischen Haltung gegenüber Deutschland zu überschätzen. Das führt dazu, dass Interessen (z. B. juristische und materielle Konsequenzen des Zweiten Weltkriegs) und strukturelle Unterschiede (das Ungleichgewicht der wirtschaftlichen Potenziale) sowie die längere Geschichte jenseits des 20. Jh. unterschätzt werden. Dieses Buch bewegt sich deshalb zwischen der Suche nach neuen Erzählmustern und althergebrachten Argumenten, die auf Kultur oder dem ungünstigen Einfluss der politischen Rhetorik auf die deutsch-polnischen Beziehungen basieren. Es verbindet – zwischen diesen zwei Tendenzen verortet – einen historischen Überblick mit neuen Einsichten und Interpretationen.

In dem Kapitel über die DDR versuchen die Vf. zu argumentieren, dass für „zahlreiche“ ostdeutsche Studenten die Erfahrungen im Polen der 1970er Jahren prägend gewesen seien und möglicherweise Auswirkungen bis in die heutige Zeit hinein hätten (S. 52). Beispiele werden jedoch nicht genannt (mit Ausnahme solch bekannter Dissidenten wie Wolfgang Templin oder Ludwig Mehlhorn). Solches Phänomen existierte wahrscheinlich, ist aber unvergleichbar mit offizieller und gesellschaftlich verbreiteter Sympathie zu der Sowjetunion, bzw. Russland, die bis heute kulturelle und politische Instinkte im Osten Deutschlands beeinflusst. Auch der Vorbildcharakter Polens beim Aufstieg der Dissidenz in der DDR wird überbetont. Die Aktivitäten waren ihrer Form nach wohl ähnlich, aber die

Ansichten und politischen Programme waren sehr unterschiedlich, was besonders im Zuge der politischen Wende 1989 sichtbar wurde.

Die Autoren stellen fest, dass Westdeutschland ab den 1970er Jahren zu einem der wichtigsten Kreditgeber des staatssozialistischen Polens wurde, verkennen aber die Folgen dieser Entwicklung für das Land. Die finanzielle Abhängigkeit schränkte Polens Handlungsspielraum ein. Auf westdeutscher Seite wurden Kredite und humanitäre Hilfe, finanzielle und moralische Leistungen miteinander verwoben. Helmut Kohl vermischte z. B. in den Verhandlungen mit Tadeusz Mazowiecki um 1990 diese beiden Sphären sehr gekonnt. Die Autoren tragen nicht dazu bei, dieses Rätsel zu entwirren, da sie nicht erklären, was genau „Kredit“, „Hilfeleistung“ oder „humanitäre Hilfe“ jeweils bedeuteten und gewesen sind.

Das Buch zeigt seine Stärken, wenn es von der teleologischen optimistischen Geschichte einer allmählichen deutsch-polnischen Aussöhnung abweicht. Nach der Unterzeichnung des Warschauer Vertrags 1970 führte die kompromissbereite Haltung gegenüber Westdeutschland nicht zu einer Veränderung in den bilateralen Beziehungen. „Die polnischen offiziellen Anstrengungen, als eigenständiger und gleichberechtigter Akteur wahrgenommen zu werden, fielen kaum auf fruchtbaren Boden“ (S. 115), so die Autoren.

Die Frage der deutsch-polnischen Grenze wird aus der Perspektive der Kultur diskutiert und als ein Überrest der kommunistischen Vergangenheit gesehen, das von Akteuren in beiden Ländern missbraucht worden sei: auf polnischer Seite durch Władysław Gomułka und die antideutsche Propaganda (S. 148), auf westdeutscher Seite durch den Einfluss der Vertriebenenverbände (gerade auch hinsichtlich ihrer Wählerstimmen), wobei die Autoren sich schwer damit tun, deren tatsächliches politisches Gewicht einzuschätzen (S. 134). Dass die polnische Westgrenze 1970 in einem bilateralen Vertrag und nicht nur in einem sowjetisch-westdeutschen Abkommen anerkannt wurde, war meines Erachtens ein wesentlicher Unterschied, der die polnische Souveränität stärkte (S. 107). Die unklare Haltung zur Anerkennung der Nachkriegsgrenzen in der deutschen Rechtsprechung hatte auch Auswirkungen auf die Frage der Staatsangehörigkeit. Die Autoren tendieren dazu, die Deutschlandpolitik der Volksrepublik Polen mit sowjetischem Druck und ideologischen Vorgaben zu erklären. Dies spielte gewiss eine Rolle. Propagandistische Attacken wurden im Vokabular der damaligen Zeit formuliert, waren aber ein Mittel zur Durchsetzung außenpolitischer Ziele (wie z. B. der Anerkennung der Grenze oder der Festigung der deutschen Teilung) und somit Teil der Staatsrason. Man kann nur spekulieren, ob sich ein nicht-kommunistisches polnisches Regime nach 1945 anders oder ähnlich verhalten hätte.

In mehreren Abschnitten wird die westdeutsche Wahrnehmung der Entwicklungen in Polen, insbesondere der Krisen in der Volksrepublik, dargestellt. Warum finden sich keine analogen Passagen über die polnischen Reaktionen auf westdeutsche Ereignisse? Geeignete Quellen aus der Zeit des Staatssozialismus für eine solche Perspektive liegen vor: Bücher, journalistische Berichte und Meinungsumfragen, weit davon entfernt, als staatlich gelenkte Propaganda eingestuft werden zu müssen. Die Analyse der Präsenz polnischer Kultur, insbesondere Literatur, in beiden deutschen Staaten (wie auch der umgekehrte Fall) ist faszinierend, aber es fehlen Schlussfolgerungen, wie genau dieser kulturelle Austausch die gegenseitigen Wahrnehmungen und Beziehungen beeinflusst hat.

An den abschließenden Kapiteln schätze ich besonders den Fokus auf die Kontinuitäten in den deutsch-polnischen Beziehungen, auch auf sozialer und wirtschaftlicher Ebene, und die realistische Einschätzung der gegenwärtigen Lage. Die Polen wanderten zunächst in die DDR und nach Westdeutschland und später in das vereinigte Deutschland als Arbeitskräfte ein: als Arbeiter in der Industrie, Erntehelfer, Reinigungs- und Pflegepersonal. „Die Wahrnehmung Polens veränderte sich allmählich von den schlecht gekleideten Bauarbeitern und Autodieben hin zu fleißigen Arbeitskräften, um gegen Ende der 2010er-Jahre sich in die Richtung ‚Demokratiefeinde‘ zu entwickeln“ (S. 142), konstatieren die Autoren.

Trotz dieser Bemerkungen liegt eine sehr gelungene Synthese vor, die nicht an der sicheren Oberfläche der staatlichen Kontakte verbleibt, sondern neue Fragen stellt und

bestehende Erzählungen revidiert. Der implizit vertretene Anspruch, ein neues Narrativmuster zu etablieren, wird von den Vf. allerdings nicht in Gänze umgesetzt – immer wieder greifen sie auf kulturalistische oder politikzentrierte Argumente zurück. Das Buch eignet sich aber zweifellos sehr gut als Überblick für Studierende, die sich für das Thema interessieren, da es die Politik- und Demokratiegeschichte um fundierte Reflexionen über menschliche und künstlerische Kontakte ergänzt.

Jena

Jakub Szumski

Frauke Wetzel: Heimisch werden durch Geschichte. Ústí nad Labem 1945–2017. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 144.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2021. 364 S., Ill. ISBN 978-3-525-33611-3. (€ 70,-)

„Stadt im Aufbau“ war am Ortseingang von Ústí nad Labem auf einem Schild, das Besucher:innen und heimkehrende Einwohner:innen der Stadt in den 1960er und 1970er Jahren begrüßte, zu lesen. Tatsächlich erlebte die bis 1945 mehrheitlich von Deutschen bewohnte Stadt Aussig in Nordböhmen nach Bombardierung, Vertreibung und Neubesiedlung einen Auf- und Umbau, der sich über viele Dekaden erstreckte und im heutigen „zusammengewürfelten Stadtbild“ (S. 307) mündete. Neben Wiederaufbau und sozialistischer Modernisierung galt es auch, die Stadt kulturell neu zu erfinden. Aus Aussig musste Ústí werden. Doch wie kann ein solcher, allenthalben von Entwurzelung geprägter Ort Heimat werden oder bleiben? Und welche Rolle spielt dabei der Umgang mit der Vergangenheit?

Diesen Fragen geht Frauke Wetzel in ihrer 2021 publizierten Dissertation nach, indem sie die Auseinandersetzung mit lokaler Geschichte in bzw. über Ústí/Aussig fokussiert. Basierend auf zahlreichen Quellen der Regionalgeschichtsschreibung, der lokalen und Vertriebenenpublizistik, Verwaltungsakten sowie eigenen Gesprächen mit Zeitzeug:innen zeichnet sie kenntnisreich und detailliert die verschiedenen Phasen und Bereiche der Vergangenheitsaneignung nach. Man merkt dem Buch an, dass die Autorin selbst mehrere Jahre in der Stadt lebte. Ob sie ihre eigene Rolle als Beteiligte – sie arbeitete als Kulturmanagerin der Robert-Bosch-Stiftung beim *Collegium Bohemicum* – etwas prominenter hätte herausstellen und reflektieren sollen, ist wohl eine Geschmacksfrage.

Nach einem knappen Überblick über die Entwicklung der Stadt erläutert W. den Wandel der Bevölkerungszusammensetzung nach 1945 im Detail. Auf Basis dessen entfaltet sie schließlich in fünf Hauptkapiteln ihr reiches Material: Mittels der Stichworte „Entdeutschung“ und „Tschechisierung“ widmet sie sich zunächst der Umbenennung von Straßen, Plätzen und Einrichtungen als politischem Akt der symbolischen Neukodierung. Es folgen ausführliche Analysen zur Denkmallandschaft und zu populären Geschichtserzählungen durch Museumsmitarbeiter:innen, Journalist:innen, Vereine und Lokalhistoriker:innen. Neben Ausstellungen, Zeitschriften und Fachbüchern nimmt W. hier auch Reiseliteratur, Bildbände und zivilgesellschaftliche Aktivitäten bis in die Gegenwart hinein in den Blick. Aufschlussreich sind insbesondere jene Ausführungen, wo sie den lokalen erinnerungskulturellen Wandel in größere Zusammenhänge einbettet – etwa in den allgemeinen Aufschwung der Regionalgeschichtsschreibung während der „Normalisierung“ oder die intensiven Bemühungen um die deutsch-tschechische Verständigung seit den 1990er Jahren. Den Abschluss bildet eine Mikrostudie zu den deutschen Schicht-Werken, deren Kosmetik- und Fettherstellung nach dem Krieg unter dem Namen „Setuza“ weitergeführt wurde. Wie unter einer Lupe führt der betriebsgeschichtliche Exkurs die gesamte Ambivalenz vor Augen, die für die Geschichtsaneignung in Ústí nad Labem typisch ist.

Während Politik und Partei nach 1945 einen Neuanfang unter den „richtigen“ – nämlich tschechischen und sozialistischen – Vorzeichen propagierten, war das resultierende Narrativ einer „geschichtslosen“ Stadt für jene, die dort lebten, alles andere als nachvollziehbar. Kommunikatives und verordnetes Gedächtnis, so Wetzel, kollidierten allenthalben. Zum einen begegnete die tschechische Bevölkerung den Spuren der deutschen Vergangenheit auf Schritt und Tritt und arbeitete mit den verbliebenen Deutschen zusammen. Zum ande-

ren sah sie sich mit ganz praktischen Dilemmata konfrontiert: Für eine erfolgreiche Produktion musste die Setuza-Leitung an die deutsche Markentradition und Fachexpertise anknüpfen; den Angestellten des Stadtmuseums standen zunächst fast ausschließlich Exponate deutscher Provenienz sowie deutschsprachige Geschichtsdarstellungen zur Verfügung. Erst im Laufe der 1970er Jahre konnte die Kluft zwischen materieller Kontinuität und nationaler Meistererzählung teilweise durch eine eigene Regionalgeschichtsschreibung geschlossen werden.

Ihren sehr ausführlichen Darstellungen des lokalen Ringens um die passende Geschichte stellt W. konsequent die Sicht der zwangsausgesiedelten ehemaligen Bewohner:innen zur Seite. Dies gelingt ihr durch die in jedem Kapitel wiederkehrende Rubrik „Aussiger Ansichten“, in der sie deren Blick auf das alte, aber auch neue Aussig/Ústí kontrastiv einbindet. Diese Art der Parallelerzählung, die erklärende und selektive Sichtweisen auf deutscher und tschechischer Seite aufzeigt, trägt auf wohlthuende Weise zu einer Entskandalisierung der Heimatverbundenheit der Vertriebenen bei, ohne dass die Existenz revisionistischer Tendenzen dabei negiert wird. Eine weitere große Stärke der Arbeit ist die konsequente Einbeziehung der Roma, die rund zehn Prozent der Stadtbevölkerung ausmachten.

Positiv herauszuheben ist auch W.s sensibler und doch pragmatischer Umgang mit Sprache: Statt von „Deutschen“ spricht sie von „Deutschsprachigen“, statt „Flucht“ oder „Vertreibung“ wählt sie den Begriff der „Zwangsmigration“. Auch ihre Entscheidung, von „Ústí nad Labem“ zu sprechen, wenn die Perspektive aus der Stadt nach 1945 eingenommen wird, und von „Aussig“, wenn es um die Ansichten von Vertriebenen geht, funktioniert sehr gut. Allerdings führt der hohe Grad an begrifflicher Reflexion teils zu einem voluminösen Anmerkungsapparat. Für die Überführung des Dissertationsmanuskripts in eine Publikation hätte man sich hier etwas mutigere Kürzungsentscheidungen gewünscht, in deren Zuge auch einige der angeführten, für die spätere Analyse aber irrelevanten Konzepte (z. B. Marc Augés „Nicht-Orte“) hätten gestrichen werden können.

Neben der stadtgeschichtlichen Perspektive liefert die Arbeit spannende Einblicke in historische und gegenwärtige Praktiken einer *Public History* im spezifischen Kontext von Grenzregionen. Leser:innen, die insbesondere an aktuellen konzeptionellen Diskursen über Heimat interessiert sind, bleiben hingegen etwas enttäuscht zurück. Als Thema ihrer Arbeit benennt W. etwas sperrig die „Konstruktion einer Identifikation mit einem konkreten geografischen Ort oder einer Vorstellung davon“ (S. 5). Sie möchte untersuchen, „welchen Sinn die Menschen in einer Grenzgebietsstadt ihrem Leben jeweils beimaßen und zu geben suchten“ (S. 13). Um das Leben der Menschen, deren Sinnsuche und (Heimat-)Gefühle geht es allerdings kaum, sondern vor allem um „konstruierte Stadtbilder“ (S. 5) als „Identitätsreservoirs“ (S. 8) für Neusiedler:innen wie Zwangsausgesiedelte. „Heimat“ will W. in diesem Sinne „nicht als abstrakte[n] Begriff, sondern als soziales Konzept“ (S. 8) verstanden wissen. Jedoch benutzt sie das Wort im weiteren Verlauf der Arbeit eher vage als emotionalen Ortsbezug und bleibt dabei häufig nah am Quellenbegriff. Um den – zweifelsohne engen – Zusammenhang zwischen Heimat und Emotion besser zu verstehen, wäre eine schärfere Konturierung beider Konzepte wünschenswert gewesen. Dass die affektive Seite des „heimisch Werdens“ kaum greifbar wird, liegt auch in Quellenauswahl und Methode begründet: Im Fokus stehen die Sinngebungsversuche einiger weniger Akteure, die inhaltlich analysiert, nicht aber auf ihre Emotionalisierungspraktiken hin befragt werden. Das von W. festgestellte „Gefühl der Vorläufigkeit“ (S. 305), das bis in die 1960er Jahre bei den Neusiedler:innen dominiert habe, bleibt so in der Darstellung etwas blass.

Eher konstatiert als hergeleitet wird auch der Bezug zur Geschichte selbst: Die Autorin setzt voraus, dass Heimatgefühle in erster Linie durch die Auseinandersetzung mit Geschichte entstünden. Auch wenn es für diese Annahme gute Gründe geben mag, wünscht man sich als Leser:in hier ein klareres Argument. Irritierend ist die stillschweigende Prämisse vor allem, wenn W. die „Heimatkunde“ (*vlastivěda*) erwähnt, die – wie in den Fußnoten dargelegt – weit mehr als die Auseinandersetzung mit lokaler Geschichte umfasste. Obwohl sie Wanderungen, Exkursionen und Ausflüge thematisiert, beschränkt W. ihren

Blick auf das Interesse an Spuren der (deutschen) Vergangenheit. Was aber ist mit Geologie, Pflanzenkunde oder Ethnologie, die ebenso ins Interessenspektrum heimatkundlicher Zirkel gehörten? Von einer kritischen Diskussion der „Heimatkunde“, die bis heute in Tschechien ein Schulfach ist, hätte auch ihr Kapitel zu Reiseführern profitiert. Theoretisch bettet sie diese ausschließlich im Tourismus ein, obwohl sich gerade die frühen Wander- bzw. Stadtführer nicht an Reisende, sondern an die neuen „Einheimischen“ oder sogar potenzielle Siedler:innen richteten.

Der Beitrag dieses gut lesbaren Buches liegt damit in erster Linie in der vergleichenden Erinnerungskulturforschung zu jenen Räumen im östlichen Europa, die durch ihre multikulturelle Vergangenheit sowie einen umfassenden Bevölkerungsaustausch gekennzeichnet sind. Im Zusammenspiel mit den Arbeiten einer Generation von jungen Historiker:innen, die in den 2000er Jahren begonnen hat, sich der Nachkriegsgeschichte von Grenzlandschaften aus kulturwissenschaftlicher Perspektive zuzuwenden,¹ trägt W.s akribische Studie insbesondere zum besseren Verständnis von Prozessen der Geschichtsaneignung zwischen materiellen Kontinuitäten, ideologischen Leitlinien, nationalen Großnarrativen und lokalen Eigendynamiken bei.

Leipzig

Sabine Stach

¹ Vgl. etwa GREGOR THUM: Die fremde Stadt. Breslau 1945, München 2006; JAN MUSEKAMP: Zwischen Stettin und Szczecin: Metamorphosen einer Stadt von 1945 bis 2005, Wiesbaden 2010; KATARZYNA WONIAK: Von Verdrängen bis Wiederentdecken. Die Erinnerungskulturen in den west- und nordpolnischen Kleinstädten Labes und Flatow seit 1945. Eine vergleichende Studie, Marburg 2016; KERSTIN HINRICHSSEN: Die Erfindung der Ziemia Lubuska. Konstruktion und Aneignung einer polnische Region 1945–1948, Paderborn 2013; MATEUSZ J. HARTWICH: Das schlesische Riesengebirge. Die Polonisierung einer Landschaft nach 1945, Wien u. a. 2012.

Reinhold Vetter: Das Bollwerk des Katholizismus wankt. Rapide Säkularisierung in Polen. (Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag. Reihe Geschichtswissenschaft, Bd. 51.) Tectum Verlag. Baden-Baden 2021. VII, 368 S. ISBN 978-3-8288-4532-9. (€ 68,—.)

Reinhold Vetter ist Politikwissenschaftler und Journalist mit langjähriger Korrespondententätigkeit für deutsche Medien in Warschau und Budapest und publiziert vor allem zur Zeitgeschichte und Politik Ostmittel- und Südosteuropas. Er bietet mit diesem Werk einen Rundgang durch die polnische Geschichte mit ihren Verflechtungen von Staat, Gesellschaft und katholischer Kirche, um anschließend die Situation und das Auftreten der katholischen Kirche in Polen seit 1989 genauer in den Blick zu nehmen. Ziel der Untersuchung ist, die vom Vf. beobachtete fortschreitende Säkularisierung Polens umfassend historisch einzuordnen und ihre spezifischen Ausprägungen darzulegen. Damit stellt V. eine äußerst umfangreiche Agenda vor, die alle Epochen der polnischen Geschichte durchläuft und auf dieser Grundlage die Bedeutung von Religion und deren zunehmenden Verlust in Polen analysieren will.

Der Titel des Werks wirbt, wie bei V.s Büchern üblich, mit seiner bildhaften Sprache fast reißerisch um Aufmerksamkeit und trifft doch das Anliegen und Ergebnis der Untersuchung im Kern: Polen, eines der Länder mit dem prozentual höchsten Anteil von Katholiken weltweit, vermeldete in den vergangenen drei Jahrzehnten einen immer stärkeren Rückgang der Zahl katholischer Christen sowie eine immer schwächere Bindung der Gläubigen an die Kirche. Die historisch gewachsene, enge Verknüpfung von polnischer Nation und katholischer Konfession weicht auf.

Bereits das Umschlagbild gewährt Einblick in die Sichtweise des Autors auf die katholische Kirche in Polen im Zusammenhang mit dem Begriff der Säkularisierung. Zu sehen

ist eine wehende Regenbogenflagge vor zwei im Hintergrund aufragenden Türmen mit Kreuzen, offensichtlich Kirchtürmen. Die Regenbogenflagge als Zeichen der LGBT+-Bewegung wird hier als Symbol der Säkularisierung, des Bedeutungsverlusts von Religion, gegenüber einer – so nimmt man als Betrachtende:r an – besonders konservativen katholischen Kirche verwendet. Erst in der zweiten Hälfte des Werks wird die/der Lesende mit der Thematik der aktuellen kirchlichen Entwicklung in Polen und der Beschreibung von Säkularisierungstendenzen vertraut gemacht.

Zuvor rekapituliert V. in den Kap. 2 und 3 Polens Geschichte. Die Darstellung des polnischen Katholizismus bis 1945, der sich vor allem in der Teilungszeit als verbindende Instanz der Nation entfaltete, wird dabei verhältnismäßig knapp gehalten. Deutlich ausführlicher geht V. auf die Auseinandersetzung der katholischen Kirche mit dem Kommunismus ein und entfaltet den Werdegang der sich in diesem Ringen mit dem Staat ungewöhnlich gut behauptenden Kirche. Daran schließt sich (Kap. 4) der Blick auf die Zeit des Aufbruchs ab 1988 an. Die Kirche wird darin als Akteur des Umbruchs geschildert, der Fluss der historischen Darstellung jedoch bereits von soziologischen Bewertungen unterbrochen.

Der allgemeine geschichtliche Überblick, der grundsätzlich stringent gelingt, wird verbunden mit der ganz konkreten Nennung einzelner Verbände, Vereinigungen, Zeitschriften, Parteien und deren Vertreter. In diese Darstellung werden zudem, etwas überraschend, hin und wieder Bezüge zum heutigen Katholizismus eingeflochten, die aus der Zeitschiene ausbrechen, aber damit die Intention untermauern, die aktuelle kirchliche Situation aus der Genese von Katholizismus und polnischem Staat zu erklären.

Mit Kap. 4 geht V. unvorhergesehen, da anhand der Zwischenüberschriften nicht zu erkennen, zu einer zunehmend soziologischen Analyse der aktuellen gesellschaftlichen Situation Polens über. Teils erschweren es die zeitlichen und thematischen Sprünge zwischen politischen und kirchlichen Entwicklungsstufen etwas, die Argumentationslinie nachzuvollziehen. Gerade am Beginn der jeweiligen Großkapitel wäre eine präzisere Lenkung der Leser:innen hilfreich gewesen. Während zuvor die historischen religiösen, politischen und gesellschaftlichen Verknüpfungen gesteigerte Aufmerksamkeit erfahren, wird für die Zeit nach 1989 zunächst die politische Entwicklung und erst dann die kirchliche Einflussnahme darauf vertieft. Um in Kap. 5 die fortschreitende Säkularisierung in Polen zu untermauern, bedient sich V. einiger Themenfelder, die allesamt in diese Zusammenhänge hineinspielen und mit verschiedenen statistischen Untersuchungen belegt werden. Jedoch bleibt fraglich, ob es sich bei der vorgenommenen Themenauswahl um eine vollständige Darstellung oder aber nur um einzelne zu ergänzende Aspekte des Säkularisierungsprozesses handelt.

Es fällt auf, dass dieser Prozess vor allem am Verhalten der Bischöfe und Priester festgemacht wird. Die polnische Kirche, die als klerikal gilt, wird also auch in ihrer Analyse hauptsächlich auf den Klerus beschränkt. Erwähnung finden zudem Statistiken zu jungen (unter 30-jährigen) Pol:innen, die den Rückgang der Kirchenbindung vor allem dieser Generation verdeutlichen sollen. Die bedachten Themenfelder bilden dabei einen Einblick in verschiedene kirchliche Bereiche, die aber nicht näher nach ihren Auswahlkriterien benannt werden. Sie scheinen danach gewählt zu sein, welche Bereiche (für den Autor) kirchliches Leben ausmachen, Statistiken zum kirchlichen Leben ermöglichen oder Gründe für einen Ansehens- oder Bedeutungsverlust von Kirche und Religion beinhalten. Auf Letzteres zielen die beiden abschließenden Kap. 6 und 7 ab, ohne diese Intention genau zu benennen.

V. resümiert aus seinen Analysen, dass die Säkularisierung in Polen zeitversetzt zu den meisten anderen europäischen Ländern eingesetzt habe. Die Kirche sehe diese Entwicklung als Verfall an und sei nicht im Stande, sie auch als etwas Positives, Fortschrittliches zu bewerten. Nach seinem Fazit werde die Kirche „sicher nicht untergehen“, müsse sich aber reformieren und sollte sich wohlwollend auf die gesellschaftlichen Entwicklungen einlassen, um fortbestehen zu können (S. 343). Die Säkularisierung ist für die Kirche und

Theologie in Polen momentan ein großes Thema, sodass V. mit seinem Werk aktuelle Fragestellungen angeht und eine Vielzahl von Komponenten offenlegt, die den Prozess der Säkularisierung bedingen.

Leider haben der Autor und/oder die Korrekturlesenden auffallend viele orthografische Fehler übersehen. Grundsätzlich liest sich die umfangreiche Darstellung der polnischen Geschichte und des heutigen kirchlichen Auftretens aber erfreulich gut. Bemerkenswert ist der weitreichende und teils sehr detaillierte Einblick in Genese und Gegenwart der polnischen Nation und Kirche.

Erfurt

Anna Reinhardt

James Ramon Felak: The Pope in Poland. The Pilgrimages of John Paul II, 1979–1991. (Russian and East European Studies.) University of Pittsburgh Press. Pittsburgh 2020. 336 S., Ill. 978-0-8229-4598-7. (\$ 30,—.)

Die Reisen von Johannes Paul II. in sein Heimatland Polen stellen nur auf den ersten Blick ein Randthema seines langen und ereignisreichen Pontifikats dar. Es ist seit langem bekannt, dass sie mit einer wichtigen politischen Funktion innerhalb der neuen vatikanischen Ostpolitik in Verbindung standen. Auch sind die Papstreisen unter kommunistischen Vorzeichen bereits mit denen nach 1989 verglichen worden, allerdings vor allem in (gesellschafts)politischer Perspektive. James Ramon Felak weitet hier zwar den Betrachtungsrahmen auf andere Themenkreise aus, wie etwa die bilateralen Beziehungen oder die Heiligenverehrung (S. 19), beschränkt aber seine Darstellung auf die Zeit bis 1991, was gerade mit dem heutigen Abstand von 30 Jahren Forschungstätigkeit zu bedauern ist. Außerdem macht der Begriff *Pilgrimages* stutzig, der die Reisetätigkeit von Johannes Paul II. unkritisch in einem rein religiösen Kontext verortet. Dessen ungeachtet spricht der Vf. immer wieder politische und gesellschaftliche Aspekte an. Denn tatsächlich war der Papst von der Brüchigkeit der kommunistischen Herrschaft überzeugt und nutzte seine Heimatvisiten, um seinen Landsleuten Mut und Selbstvertrauen einzuflößen. Polen war für ihn ein wichtiger Ansatzpunkt, um den Zusammenbruch der sowjetischen Hegemonie zu beschleunigen.

Wenn der Vf. also insgesamt die politische Bedeutung der päpstlichen „Pilgerreisen“ nicht leugnet, so deutet er jedoch gerade die dritte als den Höhepunkt seiner politischen Manifestation. Das mag quantitativ auch zutreffen. Zumindest qualitativ muss aber gerade die erste Reise von Johannes Paul II. 1979 als ein entscheidendes Moment für seine Landsleute gewertet werden, denn nur wenige Monate später setzte in Polen eine Streikbewegung ein, die zur Anerkennung der Gewerkschaft *Solidarność* führte – der ersten nicht-kommunistischen des Ostblocks. Der große Wert des Buches liegt demnach in der Analyse der Facettenvielfalt der Papstreisen, die im ersten und überwiegenden Teil des Werkes chronologisch ausgebreitet wird (S. 21–254). Es schließt sich eine Zusammenfassung der Inhalte an, die freilich deutlich macht, dass sich zahlreiche Aspekte eben nur sehr schwer voneinander trennen lassen, wie etwa „Geschichte und Heilige“ (S. 261–265) von „Ethik und religiöse Reichweite“ (S. 265–269). So stand etwa die erste Reise inhaltlich mit den Festen Pfingsten und Dreifaltigkeit sowie mit dem Jubiläum des hl. Stanislaus in Verbindung. Das war kein Zufall, denn gerade die Vita des polnischen Nationalpatrons steht für einen fundamentalen Kirche-Staat-Konflikt, ähnlich wie er etwa in England bei Thomas Becket zu beobachten war. Trotz aller Rücksichtnahme auf staatliche Vorgaben deutete Johannes Paul II. Stanislaus 1979 als einen Modellfall von Courage eines polnischen Bischofs und wies dem Leben des Heiligen einen deutlichen Gegenwartsbezug zu. Ferner spricht der Vf. zahlreiche polnische Narrative an, wie etwa den Platz Polens in der westlichen Zivilisation und seine Brückenfunktion, für den etwa die Heiligen Hedwig und Adalbert stehen, oder die Antemurale-These, nach der Polen das Christentum gegenüber Ost und West verteidigt habe (gegen die Mongolen 1241; gegen die Osmanen 1683 etc.). Gerade auch Persönlichkeiten wie Maximilian Kolbe habe der Papst bei seinen ersten

Polenreisen genutzt, um die deutsch-polnische Aussöhnung voranzutreiben – allerdings ohne die Diktion von der Wiedergewinnung der ehemals deutschen Ostgebiete zu vermeiden. Bei aller Diplomatie und Innovation war der Papst eben auch Kind seiner Zeit und seiner Heimat – Ähnliches glaubt man auch beim Vf. zu bemerken, vor allem, wenn man in die Literaturliste schaut, in der italienische und deutschsprachige Titel ganz fehlen (die einen wichtigen Anteil an der wissenschaftlichen Erforschung des Pontifikats haben) und nahezu ausschließlich englische und polnische Veröffentlichungen aufgelistet werden.

Sehr hilfreich ist die Berücksichtigung der östlichen Orthodoxie: Schon bei seiner ersten Reise qualifizierte der Papst seine orthodoxen Brüder und Schwestern als Partner und Partnerinnen bei der Konzipierung einer Spiritualität, die Europa eine. Polen fungiere dabei als eine Art Brücke zwischen Ost und West. Nationalistische Attitüden lehnte Johannes Paul folglich ab. Solche Sichtweisen entwickelte und vertiefte der Papst bei seinen nächsten Polenreisen, ähnlich wie den Dialog mit den Juden, zu denen Karol Wojtyła schon früh gute und enge Beziehungen pflegte. Bei seinen Polenaufenthalten kam es aber erst später zu separaten Treffen mit entsprechenden Repräsentanten. Interessant auch in diesem Zusammenhang war die Parallelisierung, die der Papst hinsichtlich der historischen Leiden beider Völker vornahm, was den Vf. zu seltener Kritik veranlasst (S. 268). Johannes Paul II. habe außerdem kein Wort über antisemitische Strömungen in Polen verloren.

Auch wenn der Papst nicht müde wurde, Polen als historischen und integralen Bestandteil des Westens zu verorten, tauchten bereits 1987 neue Dimensionen in seiner Gesellschaftsanalyse auf, die den Westen explizit mit negativen und liberalen Strömungen identifizierte. Dabei warnte er schon damals seine Landsleute vor der Emigration in einen säkularisierten Westen, in dem Arbeitslosigkeit herrsche und die Heiligkeit des menschlichen Lebens und der Ehe im Namen der Freiheit bedroht sei. Daher war auch seine erste postkommunistische Reise nach Polen (1991) nicht von Triumphalismus geprägt, sondern spürbar von Ermahnungen und Warnungen vor den Missbräuchen der Freiheit. Nun beschäftigte sich der Pontifex noch stärker mit der östlichen Orthodoxie, warnte vor Fremdenfeindlichkeit und trivialem Nationalismus. Eine Intensivierung war auch bei seiner Sorge um religiöse und ethnische Minderheiten im Land und um einen entsprechenden kontinuierlichen Dialog zu beobachten. Eine Analyse der späteren Papstreisen in die Heimat hätte dem Buch gutgetan, vor allem da sich nun deutlich eine neue Entwicklung abzeichnete. Zum Abschluss fokussiert der Vf. seine Ergebnisse auf das Fazit, dass der Papst den „polnischen Weg“ als ein alternatives Model für ein besseres Europa (S. 275) propagiert habe. Das Werk wird mit einem hilfreichen Schlagwort- und Personenregister abgeschlossen.

Berlin

Stefan Samerski

Raec'ka kniha mista L'vova (1460–1506) / Liber Consulum Civitatis Leopoliensis [Das Ratsbuch der Stadt Lemberg (1460–1506). Hrsg. von Myron Kapral' und Bohdana Petryšak. (L'vivs'ki istoryčni praci. Džerela / Opera Historica Leopolitana. Fontes, Bd. 9.) Central'nyj deržavnyj istoryčnyj archiv Ukrainy. L'viv 2020. 848 S., Ill. ISBN 978-617-7746-69-9. – Das älteste Ratsbuch der Stadt Lemberg (L'viv) aus den Jahren 1460 bis 1506 ist eine Quellenedition, die Aufmerksamkeit weit über die osteuropäische Stadtgeschichtsforschung hinaus verdient hat. Die beiden Hrsg., Myron Kapral' und Bohdana Petryšak, zählen zu den führenden Autoritäten der ukrainischen Stadtgeschichtsforschung und haben schon zahlreiche wichtige Editionen zur Geschichte Lembergs im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit vorgelegt.¹ Die 2780 Einträge des Gerichtsbuchs bieten nicht allein Einblicke in das Leben der Bürgergemeinde (die Wahl der Ratsleute, Briefe zur Bezeugung der „ehrbaren Geburt“ für Menschen, die das Bürgerrecht erwerben wollten, Regulierungen des Zunftwesens oder zur Entwicklung der städtischen Topografie), sondern erschließen auch die weit reichenden Wirtschaftskontakte der Stadt, die seit der Mitte des 14. Jh. zu einem der bedeutendsten Handelszentren des polnischen Königreichs geworden war. Von besonderer Bedeutung ist diese Quelle, weil sie umfangreiche Informationen zum Funktionieren einer multiethnischen und multikonfessionellen Stadtbevölkerung bereitstellt. Armenier und Ruthenen werden nicht allein als Akteure vor städtischen Gerichten greifbar, sondern zum Teil auch als Inhaber des Bürgerrechts. Die Akten enthalten wichtige Hinweise auf die Existenz und das Funktionieren des armenischen Gerichts vor dem Einsetzen einer eigenen Überlieferung im Jahr 1537. Juden und Jüdinnen sind hingegen vor allem in ihren Wirtschaftskontakten präsent. Auch sprachgeschichtlich ist die Quelle interessant: Rund drei Viertel der Einträge sind in lateinischer Sprache verfasst, ein Viertel aber immer noch in deutscher. Als Zitate finden sich daneben auch Fragmente in polnischer und ruthenischer Sprache. Für die Arbeit mit dieser bedeutenden Quelle sind die sorgfältig erstellten Register eine wichtige Hilfe. Neben dem 90-seitigen Orts- und Personenregister enthält die Edition auch ein umfangreiches Sachregister. Die Einleitung, die einen Einblick in die Editionsgrundlagen und Hinweise zur bisherigen Forschung zu dieser Quelle bietet, ist neben Ukrainisch auch auf Englisch verfügbar, was die Benutzbarkeit auch für Forscher:innen ohne ukrainische Sprachkenntnisse erleichtert.

Leipzig

Jürgen Heyde

¹ MYRON KAPRAL' (Hrsg.): *Privileji mista L'vova XIV–XVIII st.* [Die Privilegien der Stadt Lemberg vom 14. bis zum 18. Jh.], L'viv 1998; MYRON KAPRAL' (Hrsg.): *Pryvileji nacio-nal'nych hromad mista L'vova / Privilegia Nationum Civitatis Leopoliensis (XIV–XVIII saec.)*, L'viv 2000; MYRON KAPRAL' (Hrsg.): *Ekonomični pryvilei mista L'vova XV–XVIII st. Pryvilei ta statuty remisnyčych cechiv i kupec'kyh korporacij* [Wirtschaftsprivilegien der Stadt Lemberg im 15.–18. Jh. Privilegien und Statuten der Handwerkerzünfte und Kaufmannskorporationen], L'viv 2007; MYRON KAPRAL' (Hrsg.): *Urzednicy miasta Lwo-wa w XIII–XVIII wieku* [Die Beamten der Stadt Lemberg vom 13. bis zum 18. Jh.], Toruń 2008; BOHDANA PETRYŠAK (Hrsg.): *Kniha šljubiv latins'koj katedry L'vova 1554–1591 rr. / Liber copulorum ecclesiae metropolitanae Leopoliensis 1554–1591*, L'viv 2017.